8

~~1116~~ 1118

5330

V

27

Coburger Landes Bücherei

Skizzen

aus den

Leben galanter Damen.

Ein Beitrag

zur Kenntniß

weiblicher Karaktere, Sitten, Empfindungen, und Kunstgriffe der vorigen Jahrhunderte.

Principium dulce est, at finis amarus,
Laeta venire Venus, tristis abire solet.

OWEN.

Dritte Sammlung.

Regensburg,
in der Montagischen Buchhandlung
1791.

Coburger
Landes-
Bücherei

Vorrede.

Wenn diese dritte Sammlung von den Lesern eben so gütig aufgenommen wird, als die beiden erstern Sammlungen dieser Skitzen rc. aufgenommen worden sind, so wären meine Wünsche erfüllt, und ich werde mich bestreben, mich des geschenkten Beifalls immer würdiger zu machen.

Die Damen, welche in gegenwärtiger Sammlung auftreten, sind, zwei

ausgenommen, alle Französinnen. Ich glaube nun die merkwürdigsten galanten Schönen Frankreichs, die öffentliche, bemerkte, in das Staatsinteresse verflochtene Rollen spielten, (ihre Schwestern im XVII. und XVIII. Jahrhundert ausgenommen,) mehrentheils aufgestellt zu haben, und werde in Zukunft in südlichern und nordischen Reichen Damen dieses Schlags aufsuchen, mit ihren Begebenheiten die Leser zu unterhalten.

Daß ich den Liebeshändeln der Margaretha von Valois ein Plätzchen in dieser

dieser Sammlung vergönnte, geschah wegen des Bezugs ihrer Geschichte auf die Fata der beiden vorhergehenden Damen und ihres Gemals; sonst würde ich es nicht gethan haben.

Was ich erst sonst noch in dieser Vorrede sagen wollte, habe ich, um dieselbe nicht zu verlängern, vielleicht mit mehr Schicklichkeit und weniger Gefahr, es ungelesen zu wißen, in einen diesem Bande beigefügten Anhang gebracht.

Da ich nun meinen Lesern weiter hier nichts zu sagen weis, empfehle ich mein

Werkchen ihrer gütigen Nachsicht, und wünsche, etwas zu ihrer Unterhaltung beigetragen zu haben.

Geschrieben in W—r, am 16. Sept. 1790.

Namen

Namen Verzeichniß
der Damen
aus deren Leben in dieser dritten Sammlung, Skitzen geliefert worden sind.

Seite

I. Isabella von Frankreich . . 1
(Gemalin König Eduard II. in England, lebte im XIV. Jahrhundert.)

II. Waldrade . . . 61
(lebte im IX. Jahrhundert in Lothringen, unter König Lothar, dessen Gemalin sie endlich wurde.)

III. Richilde . . . 103
(lebte im IX. Jahrhundert in Frankreich, unter K. Karl dem Kahlen, deßen Gemalin sie nachher wurde.)

IV. Almafrede . . . 115
(lebte im X. Jahrhundert in Frankreich, unter König Robert.)

V. Gabriele von Estrées . . 153
(lebte unter König Heinrich IV. in Frankreich, im XVI. Jahrhundert.)

VI. Ma-

Seite

VI. Maria von Entragues = 193
(lebte zu Ende des XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts, unter König Heinrich IV. in Frankreich.)

VII. Margaretha von Valois = 215
(Königin von Frankreich und Navarra, Gemalin König Heinrichs IV. im XVI. Jahrhundert.)

VIII. Kamilla Kafarelli = 239
(lebte zu Florenz im XV. Jahrhundert.)

IX. Sigismunde von Salerno = 287
(lebte zu Anfang des XII. Jahrhunderts zu Salerno.)

Anhang. = = = 309

I. Isa=

I.

Isabella von Frankreich.

Die Jahrhunderte, welche die berühmtesten Personen von beiderlei Geschlecht hervorbrachten, deren Begebenheiten wir noch oft mit Entzücken, oft mit Erstaunen, aber auch oft mit innerlichen Unwillen lesen, waren immer die, in welchen Gewohnheiten und Vorurtheile den menschlichen Leidenschaften die größte Gewalt einräumten. Menschen erheben sich nicht zu wunderbaren Dingen, wenn ihr Herz in kalter Mässigung schlägt. Sie bedürfen des mächtigen Triebes einer unruhigen Lebhaftigkeit, die ihr Wesen erhebt, und sie auf diese oder jene Art, dem Zirkel **gewöhnlicher** Menschen entrückt. Der Nutzen, den man sich aus solchen Begebenheiten ziehen sollte, wird aber freilich unseligerweise nur allzuoft vermißt. Die große Kunst ist, alles zum Guten anwenden zu wißen. So haben sich große Männer

ner gebildet, und auf die entgegengesetzte Art, bildeten sich ausgezeichnete Lasterhafte.

Eduard II. König in England, war drei und zwanzig Jahr alt, als er den Thron bestieg. *) Sein Volk war, voll von Ehrfurcht für seinen großen Vater, sehr zum Vortheil des Sohnes eingenommen. Aber seine unstäte, schwankende Gemütsart schickte sich nicht zu dem damaligen unruhigen Zeitalter. Standhaftigkeit und Entschlossenheit, gemildert durch Vorsicht und Mäßigung, sind, und waren es **damals** besonders, nothwendige Gaben für den, der das Ruder eines Reichs führen soll; und diese besas **Eduard** nicht.

Die Natur war verschwenderisch mit äusserlichen Gaben gegen ihn gewesen, aber sein Inneres war leer von großen Gefühlen. Er hatte einen von jenen ungewißen Karaktern, die in der bürgerlichen Gesellschaft fast eben so gefährlich als lasterhafte Neigungen sind, bei einem Könige aber noch betrübtere

*) Im Jahr 1307.

Folgen nach sich ziehen. Eigener Vortheil, Ruhmliebe, Furcht für Verachtung, unterdrücken oft den Ausbruch der Laster eines Prinzen, aber alle diese Hülfsmittel werden vergebens bei einem Fürsten angewendet, dessen Hauptzug seines Karakters, **Schwäche** ist. Er ist dann immer bereit den Leidenschaften anderer, die ihn beherrschen, Opfer zu zollen, und macht dadurch sie nicht selten zu seinen eigenen Leidenschaften.

Eduards Karakter stürzte ihn seinen Günstlingen in die Hände, denen er sich blindlings ergab, deren Willen und Würken er sich ohne Rücksicht überlies, an die er Reichthümer und Ehrenstellen ausschweifend verschwendete.

Der vornehmste dieser Günstlinge, war **Piers Gavaston** *) der Sohn eines gaskonischen

*) Ich bin in Angebung dieses Namens einem englischen Schriftsteller gefolgt. Einige Franzosen schreiben seinen Namen Gaveston.

konischen Ritters von einigen Ansehen, der dem vorigen Könige mit Ehre gedient und zur Belohnung seiner Dienste, seines Sohnes Versorgung unter dem Hofstaate des Prinzen von Wallis, erhielt.

Er nahm den Prinzen völlig ein, schickte sich in seine Launen, regulirte seine Lustparthieen ganz nach seinem Geschmack, und bemeisterte sich seines Zutrauens und seiner Gunst, auf die uneingeschränkteste Art.

Gavaston war schön, einnehmend gebildet, war höflich, ungezwungen, galant, in allen ritterlichen Uebungen wohl erfahren, und seines Witzes wegen berühmt. War's ein Wunder, wenn **Eduard** sein Herz diesem Manne als einem Freunde ergab?

Sein Vater **Eduard** I. der weiter sah, als sein Sohn, besorgte schlimme Folgen dieser Verbindung, verwies **Gavaston** aus dem Reiche, und nöthigte auf dem Todbette seinem Sohne das Versprechen ab, ihn nie-

mals

mals zurückzurufen. — Aber was sind Versprechungen einem schwachen Herzen? Seifenblasen, die mit veränderter Luft zerplatzen. Kann ein solches Herz sich seiner Neigungen nur auf **Einen** Augenblick versichern? Schwache Seelen laßen sich von jeder nur etwas starken Leidenschaft ohne Widerstand hinreißen, und die schnelle Bewegung, welche andere belebt, wirft ein Herz ohne Beständigkeit sogleich darnieder. — **Eduard** war König, war sein eigener Herr, vergas seine feierliche Zusage und rufte seinen Günstling zurück.

Seine Ungedult, der Welt seine Achtung für ihn zu zeigen, war so groß, daß er ihn noch vor seiner Ankunft am Hofe, zum Grafen von Kornwall ernannte. Bald darauf ertheilte er ihm unermeßliche Güter und vermälte ihn mit seiner eigenen Nichte.

Aber dadurch machte er ihn nicht besser, nicht würdiger, noch beliebter.

Je mehr er seinen Abgott schmückte, je mehr er demselben Opfer brachte, je verächtlicher, je verhaßter machte er ihn, und warf mit unbedachtsamer Hand den Keim gleicher Gesinnungen gegen sich selbst, in die Herzen der Großen seines Reichs, die den Stolz seines Lieblings nicht dulten und seine eigene Herabsetzung mit gleichgiltigen Augen ansehen wollten. Er weckte den schlummernden Unmut seiner Barone, stürzte sich in Streitigkeiten, die ihn während seiner ganzen Regierung beunruhigten, und ihm zulezt ein trauriges Ende gewährten.

Eduard hatte nicht Mut und Entschlossenheit genug durch Ueberwindung einer blinden Zuneigung das Gewitter zu zerstreuen, das sich über seinem Haupte zusammen zog, machte sich Hofnung durch fremde Hülfe seinen Baronen Troz zu bieten, und suchte die schon von seinem Vater projektirte Vermälung mit **Isabella**, der Tochter König Philipp des Schönen, in Frankreich, durch

zu setzen. Deshalb gieng er nach Frankreich.

Seine Bemühungen schmeichelten der jungen Prinzessin. Sie war von seiner Figur eben so sehr als von der Vorstellung, den Besitz seines Thrones mit ihm zu theilen, eingenommen. Eine **Krone** war ein Reitz für ihr ehrgeitziges Herz, für deren Besitz, sie auch ihre Hand einem völlig häßlichen Manne würde gereicht haben, wär er nur **König** gewesen. Und in der Verbindung mit **Eduard**, glaubte sie ein Bündniß zu knüpfen, welches ihr Herz und ihren Stolz befriedigen würde. Alle ihre Wünsche schienen mit dieser Vermälung erfüllt zu seyn, und gewiß, sie verdiente damals ein Glück, deßen Schatten sie kaum erhaschte.

In Isabellens Person vereinigten sich viele große und schöne Eigenschaften. Sie war so schön, daß keine Schönheit der damaligen Zeit eine Vergleichung mit der ihrigen aushielt; ihre Seele war groß, ihr

Verstand war erleuchtet, und mit einem unbeschreiblichen Mute bekämpfte sie alle Widerwärtigkeiten, die sich ihr entgegen drängten. Fähig die größten Entschlüsse zu fassen und auszuführen, konnte keine Schwierigkeit, keine Gefahr sie bestimmen dieselben aufzugeben. Sie liebte oder haßte grenzenlos, und kannte keine Mittelstraße. Ein Fehler, der Personen von erhabenem Geiste gewöhnlich eigen ist, und es scheint gleichsam, als habe die Natur sie mit diesen beiden Klippen umschanzt, um dem Stolze die Wage zu halten, den ihnen sonst ihre an sie verschwendeten Gaben einflößen könnten.

Blos in nicht vorhergesehenen Unfällen und ausserordentlichen Begebenheiten brachen Liebe und Haß mit Heftigkeit bei Isabellen aus, und dann kannte sie keine Grenzen. — Aber damals, als **Eduard** um sie freite, kannte man sie nur noch als ein Weib, ganz ohne auffallende Fehler.

Sie reichte Eduard ihre Hand und dieser führte sie in sein Reich, wo seine Unterthanen Glück und Heil ihrer schönen, jungen Königin entgegen jauchzten. Man bewunderte ihre Schönheit, ihr königliches Ansehen, und wurde von der Güte ihres Herzens entzückt. Man schmeichelte sich mit der goldenen Hofnung, der Besitz einer so vollkommenen Prinzessin werde alle Günstlinge aus Eduards Herzen verdrängen, aber man irrte sich eben so sehr, als man es wünschte.

Der Hof hatte Personen von großen Verdiensten. Der Graf **Marschall**, ein Bruder des Königs, stund seiner Geburt, und seiner bewährten Rechtschaffenheit und Redlichkeit wegen, oben an. Sein Sinn war wild, seine Tugend strenge, niemand versagte ihm seine Hochachtung.

Edmund, Graf von Kent, sein und des Königs Bruder, glänzte wie er durch seine Rechtschaffenheit, und seine Leutseligkeit machte ihn allbeliebt.

Nach

Nach ihnen hatte der **Graf von Lankaster**, ein Enkel König Heinrichs III. seinen verdienten Platz. Er war etwas strenge, auch gegen sich selbst, er war standhaft, edel und gerecht. Aber aus der Strenge seiner Tugenden, entsprangen seine Fehler. Er war mit der Tochter des **Grafen von Linkoln** verheuratet, der ein eifriger Parlementsanhänger, wie er selbst, war.

Mortimer der Oheim, und sein Brudersſohn **Roger Mortimer**, beide mächtige Freiherrn, glänzten auch an dem Hofe; der erstere, durch seine Thaten und Verdienste, der andere, gefiel durch seine verführerischen Annehmlichkeiten, durch seine Kenntnisse, Munterkeit, Redlichkeit und Güte des Herzens. Er würde glücklich gewesen seyn, hätte sein Herz den Eindrücken der Liebe wiederstehen können.

An diesen Hof kam **Isabella**. Alles was eine Königin umgiebt, ist in einen verführerischen Schimmer gehüllt. Die Königin

gin bemühte sich die Leute kennen zu lernen, die sie umgaben. — **Gavaston** schien ihrer Verachtung würdig zu seyn, und wurde das Ziel ihres Hasses. Die Brüder des Königs wurden mit Hochachtung und Wohlwollen von ihr verehrt. Der **Graf Lankaster** gewann ihr Vertrauen, und den größten Eindruck auf ihr Herz machte der junge **Roger Mortimer**; aber lange blieb ihr der Grund des Eindrucks verborgen und sie glaubte eigentlich, nur Wohlwollen für ihn zu empfinden, da es im Grunde doch weit mehr war, was sie für ihn empfand. Vielleicht wär es auch dabei geblieben, wenn nicht des Königs schlechtes Verfahren, diese Empfindungen noch gefährlicher gemacht hätte, als sie schon an und vor sich selbst sind, wenn sie einen Mann zum Gegenstande haben, wie **Mortimer** einer war.

Dieser fühlte bei Isabellens Anblick die Macht der Liebe, doch glaubte er, dies wären Empfindungen, die er der Königin

als seiner Souverainin schuldig sey. Er fand zwar einen großen Grad von Lebhaftigkeit darinne, aber selbst dieser schien ihm nur ein Mitleiden zu seyn, welches ihm das Schicksal der Prinzessin abgewönn, da er sah, daß sie mit einem Gemal von Eduards Karakter, unmöglich glüklich seyn konnte. Er würde erschrocken seyn, hätte er die Lage gekannt in der er sich befand. — Aber das ist die trügerische Maske der Leidenschaften! sie nimmt jederzeit die Gestalt an, die der Vernunft weniger fremd ist, und das ist die, die sie vorzüglich billigen muß.

Isabellens Kummer gewann täglich neue Kräfte, dazu gab **Eduard** Gelegenheit. Seine Aufführung vermehrte den Haß, den man gegen **Gavaston** hatte: ihm schrieb man die Thränen zu, die einer verehrten Königin entpreßt wurden. Man schrieb ihm Eduards Behandlung seiner Gemalin als eine Aufopferung um seinetwillen zu, deßen Unverschämtheit die Schwachheit eines Kö-

nigs

nigs so sehr benuzte, den er vor den Augen der Welt in seiner ganzen Blöse zeigte.

Der Unwille der Großen des Reichs, nahm zu: sie entschlossen sich die Verachtung zu rächen, die ihnen der verachtungswürdige Günstling des Königs anthat. Man sah die Unordnungen in welche er Staat und König verwickelte. Der **Graf von Lankaster** trat an die Spitze der Parthei gegen **Gavaston**. Das Volk reichte eine Bittschrift bei dem Könige ein, in welcher es bat, daß das Parlament bevollmächtigt werden möchte, einige Herren zu ernennen, die fähig wären, die Ordnung im Königlichen Hause wieder herzustellen.

Der König nahm allen seinen Stolz zusammen und widersetzte sich diesem Ansuchen, um in der Folge mit mehrerer Schande nachgeben zu müßen.

Man machte darauf die bekannte Verordnung, durch welche dem König untersagt

wurde,

wurde, mit seinen Einkünften nach eigenem Belieben zu schalten, die zu Schuldenzahlungen angewendet werden sollten, und gebot ihm: von seinem eigenen, und nicht vom Vermögen anderer, zu leben.

So geschah es, daß ein schwacher König seinen Nachfolgern ein Recht entzog, das er gemißbraucht hatte, um es nie gebrauchen zu dürfen.

Isabella zitterte als sie die Behandlung ihres Gemals, seiner Macht und seines Ansehens, erfuhr. Sie war in Frankreich bei einem Volke geboren, das damals seinen König noch nicht so, wie zu unsern Zeiten, zu behandeln gewohnt war, und der Streich traf sie doppelt schwer. Sie machte ihrem Gemal selbst die bittersten Vorwürfe; er lächelte, und kannte nichts, als die Gefahr, seinen Liebling zu verlieren. Die Verordnung fiel seinem Idol beschwerlicher, als ihm; aber da man, wie er anfangs fürchtete, deßen Verbannung nicht verlangte,

so

so war er ruhig, träumte keine Gefahr, keinen Verlust, und war mit allen zufrieden, was er nicht ändern zu können glaubte.

"O! jammerte **Isabella** — es ist ungleich härter, einen verächtlichen, als einen undankbaren Menschen zu lieben. In diesem Falle klagt man nur das Verhängniß an, in dem erstern muß man die Schande mit dem Gegenstande seiner Zuneigung theilen, — muß man sich selbst mit demselben, verabscheuen!"

Die Königin, um alles zu versuchen, lies **Gavaston** um eine Unterredung ersuchen.

Er kam — sah die Königin sich ihm mit bekümmerter Miene nähern, — aber der Traum einer kühnen Hofnung, der Traum, daß die Monarchin vielleicht ihm etwas sehr Angenehmes zu sagen habe, verlies ihn nicht. Sein Auge suchte nur das **Weib**, und er fand die **Königin**.

In einer Art von Betäubung, warf er sich vor ihr nieder.

Gavaston. Meine Königin —

Isabella. Steht auf! — Ich lies Euch nicht rufen, um Euch Begnadigungen zu ertheilen, — brauchte diese auch wohl des Königs Günstling? —

Gavaston. Eure Gnade würde mich —

Isabella. Ich lies Euch rufen, mir etwas von Euch auszubitten.

Gavaston. Von mir? was ist es? — mein Blut, mein Leben —

Isabella. Nichts von diesen allen. Auch fordere ich nicht das Herz meines Gemals, das mir gehört, von Euch zurück. Zwar habt Ihr mir ein großes Gut entrissen, wenigstens habt ihr mir den Weg zu demselben erschwert — aber ich fordere es nicht von Euch zurück. Genießt seine Freundschaft selbst zum Nachtheil der, die er mir schuldig ist: gebraucht die Gewalt die Ihr

über

über sein Herz habt, selbst zum Unglück eines unglücklichen Weibes, die ich bin, — ich will meine Leiden verbergen und mit meinem Schicksal zufrieden zu seyn scheinen; — gebt aber, zur Belohnung meiner Aufopferung, England seinen König wieder. Verdient die Liebe, die Euer Herr für Euch hat, und laßt ihn auf seine Sicherheit, auf die Erhaltung seiner Ehre bedacht seyn. — Es sind nur wenig Augenblicke noch übrig dem Untergange zu entgehen. **Gavaston!** ich bitte Euch, rettet den König.

Er schwieg und warf sich schweigend wieder vor ihr nieder.

Isabella. Redet! — Habt Ihr Mut Euch zugleich zu retten, indem Ihr den König rettet? Könnt Ihr unempfindlich bei den Thränen einer Unglücklichen bleiben, die sich Englands Königin schelten laßen muß?

Gavaston. O meine Königin! wie wenig kennt Ihr mein Herz! wie könnt Ihr

den Verdacht gegen daßelbe hegen, es verlange Euer Unglück? —

Isabella. Gavaston!

Gavaston. Ich muß Euch ein Geständniß thun, — das, was es auch kosten mag, mich wenigstens entschuldigen wird. — Ich suchte nicht des Königs Herz von Euch abwendig zu machen, ich wollte es nicht so wohl allein besitzen, als — mich Euch unentbehrlich machen. Konnte ich wohl vorher sehen, daß Ihr die Gleichgiltigkeit desselben, vor ein so großes Unglück halten würdet? — Das blinde Glück warf Eduard eine Krone zu, und was noch mehr ist, es machte ihn zu Euerm Gemal, urtheilt selbst, ob er es verdient.

Isabella. Gavaston!

Gavaston. Eure Reitze verdienen die Huldigung der ganzen Welt, aber die Seele Eures Gemals, hat für dieselben kein Gefühl. Legte ich ihm Fesseln an, so geschah es für Euch —

Isa-

Isabella. Für mich?

Gavaston. Was Ihr auch fordert, ich bin bereit es auf Euern Wink zu unternehmen. Für Euch will ich leben und sterben. — Würde Euch das jeder Günstling des Königs sagen? — Eduard ist da, um sich regieren zu laßen, aber nicht jeder, der diese Gewalt besitzen könnte, würde sie Euch so willig aufopfern, wie ich.

Isabella. Wißt Ihr, was Ihr sagt?

Gavaston. Ich sagte es sonst nicht. — Ergreift das Ruder der Regierung, das den Händen Eures schwachen Gemals entsinkt. Wollt Ihr mich würdigen, mir Euer Vorhaben anzuvertrauen, wollt Ihr gemeinschaftlich mit mir zu Werke gehen, so werdet Ihr alles **können**, **was** Ihr **wollt**.

Isabella. Was sagt Ihr?

Gavaston. Daß Ihr unumschränkt über England herrschen werdet —

Isabella. Ich?

Gavaston. Und noch mehr, über das Herz, das ich Euch zu Füssen lege.

Isabella. Gavaston!

Gavaston. Verzeiht mir dieses Geständniß, das die gegenwärtigen Umstände mir entlocken. Meine Ehrfurcht ist so stark, wie meine Liebe für Euch, beide erlauben mir nicht einen einzigen Gedanken zu hegen, der Euern Ruhm beleidigen könnte. Erkennt die Stärke meiner Empfindungen, und rechnet gleich unumschränkt auf meine Erkenntlichkeit, wie auf meinen Diensteifer. Ich werde —

Isabella. Redet nicht weiter, Verwegener! geht mir aus den Augen!

Gavaston. Lernet mich ganz kennen.

Isabella. Ich kenne Euch!

Gavaston. Hier ist mein leztes Geständniß —

Isabella. Ich verlange nichts mehr von Euch zu hören!

Gavaston. So hört wenigstens mein Bekenntniß. Eure Schönheit war meine Tirannin, gebot mir, Euch zu lieben. — Eure Bitten, Eure Thränen, rührten mich —

Isabella. Verlaßt mich, oder fürchtet meinen Zorn und meine Rache!

Gavaston. Ihr droht mir?

Isabella. Geht!

Gavaston. Ich verlache Eure Drohungen —

Isabella. Wie? — was sprecht Ihr Verwegener?

Gavaston. Was Ihr hörtet. — Wollt Ihr nicht, daß ich Euch liebe, wollt Ihr meiner Liebe Stolz und Verachtung entgegen setzen, so zittert vor meiner Rache! — Ungewiß wegen dem Erfolg dieses geheimen Besuchs, habe ich dem Könige gesagt, daß Ihr ihn von mir begehrt habt. Ich kann ihm sagen was ich will, und er wird mir glauben, was ich auch vor eine Ursache des-

selben angeben mag. — Mit einem Worte: Ihr müßt jetzt wählen. Entweder ich habe das Glück Euch zugefallen, oder Ihr setzt Euch meiner Verfolgung aus. Ungestraft habt Ihr mir das Geheimniß meines Herzens nicht entlockt. — Ich werde entweder Euer Liebhaber, oder Euer unversöhnlicher Feind seyn. Entschließt Euch, — wählt — Hoft aber nicht durch Verstellung mich betrügen zu können. Ich muß **entscheidende Beweise** haben.

Die Königin sank auf einen Stuhl und zog die Schelle. — **Gavaston** verlies eilig das Zimmer, als er den **Grafen von Lankaster** aus einem Kabinet stürzen sah, der, ohne daß es selbst die Königin wußte, Zeuge des ganzen Auftritts gewesen war und sich Gavastons bemächtigen wollte.

Gavaston eilte mit dem Zeichen der grösten Bestürzung zum König, und sagte, die Königin habe ihn, in Einverständniß mit dem **Grafen von Lankaster**, ermorden

wollen, blos um dem Könige beizukommen, und den Ausbruch einer Verschwörung zu befördern, die diese Nacht habe ausbrechen sollen.

Eduard, der alles befürchtete, weil er eigentlich nicht wußte, **was** er zu befürchten hatte, gerieth in Bestürzung und wollte schon die Flucht ergreiffen, als ihm **Gavaston** ins Ohr raunte, es sey genug, jetzt nicht aus dem Pallaste zu gehen, und jedermann, wer es auch sey, selbst der Königin, den Zutritt zu sich zu versagen.

In dieser Krisis geschah es denn, daß die Großen des Reichs die oben berührte Verordnung gegen den König machten.

Der **Graf von Lankaster** überredete sich, daß ein König, der der Wahrheit den Zutritt zu seinem Throne versage, nicht auf demselben zu sitzen verdiene, und sah in **Eduard** nicht mehr seinen **König**, sondern Gavastons Leibeigenen. Mit diesen Gedan-

ken trat er an die Spitze der Mißvergnügten des Reichs.

Die Königin erhielt auf des Königs, oder vielmehr auf Gavastons Befehl, eine Wache, und das Verbot, ihre Zimmer zu verlaßen. Kaum hatte sie so viel Zeit übrig den Graf von Lankaster wißen zu laßen, was geschah, und ihn zu bitten, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn.

Gavaston merkte, daß er das Opfer werden würde, welches die Mißvergnügten fordern würden, er sah kein Mittel vor sich, sich zu retten, als die Flucht zu ergreifen, aber er wußte den König in sein Interesse zu ziehen, beschuldigte die Königin eines Liebeshandels mit dem Grafen von Lankaster, und beide, der Gesinnung, ihn dethronisiren zu wollen. Er überredete ihn, London sey kein sicherer Ort des Aufenthalts mehr für ihn, und der König folgte seinem Lieblinge nach York, wohin die Königin von Wache geführt, folgen mußte.

Isabella wurde übel behandelt, man nahm ihr ihre weibliche Bedienung, sie mußte starke Tagereisen machen und kam krank zu York an.

Gavastons grosmüthige Gemalin besuchte in Offizierkleidern die Königin, und suchte sie zu trösten. Isabella klagte ihr alle ihre Leiden und schüttete ihren Kummer in den Busen einer edlen Seele. Sie war versichert, daß das Gerücht von ihrer Gefangenschaft zu den Ohren ihres Vaters dringen werde; sie befürchtete, ein gerechter Unwille möchte ihn nöthigen die Waffen gegen Eduard zu ergreifen; sie eilte ihn zu entschuldigen, und schob alle Schuld auf Gavaston, den sie doch nur blos zu verbannen bat.

Unterdeßen rückten die Verbündeten gegen York, wo Gavaston den König mit Lustparthieen unterhielt, um ihn vielleicht über die Gefahr, in der er sich befand, nicht nachdenken zu lassen.

Als er Nachricht von dem Anzuge der Armee gegen **York** bekam, zog er den König nach **Newkastel**; aber auch hier hielt er sich nicht sicher, und gieng mit ihm nach Skarborough. Hier opferte der Niederträchtige seine Gemalin, die er mit der Gegenparthei im Einverständniß glaubte, seiner Wut auf, und durchbohrte ihr tugendhaftes Herz mit vielen Dolchstichen.

Die Armee rückte weiter vor. **Gavaston** überredete den König, sich in die Grafschaft **Warwick** zu begeben, und dort eine Armee gegen seine Feinde zu sammeln. Das that der König, und empfahl seinen Liebling dem Kommandanten von **Skarborough** auf das nachdrücklichste.

Isabella war, von Gavastons Anhängern bewacht, krank in **York** zurückgeblieben. Sie würde vielleicht dort umgekommen seyn, hätte ihr die Liebe nicht einen Erretter gesendet.

Der junge **Mortimer** eilte, auf die Nachricht von der Gefahr in der sich die Königin befand, aus Irrland nach York. — Die Armee hatte sich genähert. Gavastons Anhänger flohen, und **Mortimer** fand keine Schwierigkeiten sich der Königin zu nähern, ihr seine Dienste anzubieten.

Isabella, die kaum ausser Gefahr, noch schwach war, aber anfieng sich zu erholen, war über die Gegenwart eines Mannes erfreut, dessen Anblick ihre Gefühle alle wieder für ihn erneuerte.

Er wurde von ihr gebeten, sie zu ihrem Gemal zu führen, und er übernahm ihre Begleitung nach Warwick mit einer Sorgfalt und Ergebenheit, die der Königin ihn unendlich werth machte.

Der **Graf Pembrock** belagerte Skarborough. Der Kommandant kapitulirte und **Gavaston** lieferte sich in die Hände des Grafen unter den Bedingungen, daß es ihm erlaubt sey, den König zu sprechen, und

daß

daß bloß die Mitglieder des Ober-Parlaments seine Richter seyn sollten. Es wurde bewilligt, und die Thore des Schlosses wurden geöfnet.

Gavaston wurde zu einer Unterredung mit dem König, auf das Schloß **Wallingford** gebracht, wohin **Eduard** kommen wollte. Aber der **Graf Warwick** nahm das Schloß **Deddington** weg, und führte **Gavaston** nach **Warwick**.

Isabella kam in Mortimers angenehmen Geleite zu dem König. Sie hatte sich dem Diensteifer ihres Begleiters ganz überlaßen, weil sie nicht wußte, welche Empfindungen seine Seele bestürmten, und weil die Ehrfurcht ihm gebietend den Mund verschloß, ein Geheimniß in ein Herz zu legen, wo es gewiß recht gut gelegen hätte, und wohl aufgehoben gewesen wär.

Mortimer nahte sich dem König mit kühner Stimme, und bemühte sich, ihm die Augen über **Gavastons** Betragen zu öfnen.

Er

Er sagte ihm, was die Königin selbst für ihn bei **Philipp** und **Lankaster** gethan habe, und überzeugte ihn von der Unschuld einer Dame, für die er mit einem Eifer sprach, der mehr als bloses Mitleid, mehr als Theilnahme allein verrieth.

Es war der Königin daran gelegen, **Gavaston** jetzt zu erhalten, damit er in ihrer Gegenwart sein falsches Vorgeben wiederrufen könne, und sie bat den König, **Mortimer** deshalb nach **Warwick** zu senden.

Der König willigte ein, und **Mortimer** reiste ab, entflammt von der Begierde einer Königin zu dienen, der er, wie er nicht wußte, so werth war, einer Dame Unschuld zu retten, die er, ohne daß er sich's selbst gestund, mehr als sein eigenes Leben liebte.

Aber **Mortimer** kam zu spät. Sein Todfeind der Graf **Warwick**, hatte **Gavaston** bereits den Prozeß machen und ihn hinrichten laßen.

Der

Der König, als er die Nachricht von seines Lieblings Tode erhielt, betrug sich unsinnig. Die Königin behandelte ihn wie einen Kranken, dessen Schwäche man schont. Sie klagte mit ihm, und entrüstete sich über Warwicks Verwegenheit. Diese Art der Tröstung that ihre Wirkung. **Eduard** wurde nach und nach ruhiger, fieng an Isabellen zu schätzen, und wurde zärtlicher gegen die, die auf den Besitz seines Herzens jezt all ihre Wünsche einschränkte.

Die Empörung legte sich nach und nach durch Isabellens Vorsichtigkeit, aber der König schien die Rache nicht aufzugeben, die er an Gavastons Richter und Mörder zu nehmen versprochen hatte, und als nachher der Graf **Warwick** im Zweikampfe mit **Pembrock** fiel, der sich wegen seines **Gavaston** gegebenen Versprechens kompromittirt sah, verbreitete sich das unwahre Gerücht, er sey durch Gift, auf des Königs Befehl, gestorben.

Indeßen gebahr Isabella einen Prinzen, die Frucht der erneuerten Zärtlichkeit ihres Gemals, über deßen Geburt der König sehr vergnügt war. Die Verbundenen wurden begnadigt und das Volk war über beide Vorfälle allgemein freudig.

Mortimer kam an den Hof, an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen.

Er sah des Königs Verhalten, der nicht blieb, was er war, gegen seine Gemalin. Dieses setzte ihn in Bestürzung. Da wurde er gewahr, was in ihm vorgieng, er erkannte die Gefahr in der er sich befand, und entdeckte zitternd, daß Liebe der Grund seiner Empfindungen gegen die reitzende Königin war.

Sein erster Gedanke war, zu entfliehen: aber bald fand er dieses einzige Mittel, welches seine Tugend und Vernunft allein erhalten konnte, unerträglich. Er schmeichelte sich stark genug zu seyn, weder Tugend noch Vernunft seiner Leidenschaft auf-

opfern zu dürfen; und er kam in die Schlinge, in welche alle diejenigen taumeln, die sich mit ihren Leidenschaften in einen Vergleich einlaßen, der sie über lang oder kurz, zum Schlachtopfer ihrer Nachgiebigkeit macht.

Mortimer fand jezt sein ganzes Glück darinne, Isabellen zu sehen, ihrer Angelegenheiten sich anzunehmen, und in der Stille sie anzubeten. Er ergrif jede Gelegenheit, sich ihres Vertrauens würdig zu machen. Ihr Umgang wurde vertrauter, er wurde gefährlich für zwei so schöne Menschen, wie **Mortimer** und **Isabella** waren.

Isabella fühlte eine Art von Leere in ihrer Seele, die Verdruß erzeugte; ein unüberwindliches, sehnendes Wesen machte, daß sie sich selbst unerträglich und gefährlich wurde. Sie glaubte ein Gut zu mißen, in deßen Genuß sie sich befunden habe. — In dieser gezwungenen, gefährlichen Stimmung ergreift man alles begierig, was zerstreut oder aufmuntert. Diese Stille nach der hef-

tigen Bewegung scheint eine Art von Schlafsucht zu seyn, die beschwerlich wird, und aus der man sich zu reißen sucht, es koste auch, was es wolle.

Des Königs schlechte Aufführung nahm zu, und er verlor das Herz seiner Gemalin nun gänzlich. Sie gieng von der Gleichgiltigkeit zur Verachtung über.

Mortimer liebte die Königin mit einem Gefühl, welches ihn nicht ohne Zittern an den betrübten Zustand denken lies, in den er sie versetzen würde, wenn er sich so weit vergessen sollte, sich seinen Empfindungen ohne Rücksicht zu überlaßen. — Er suchte sich dem Labirinthe zu entreißen. Sein Zustand war schrecklich. Er suchte zu entfliehen, er gieng — er reichte seine Hand einer Dame, die seine Familie zu seiner Gemalin bestimmt hatte, ohne ihr doch je den Besitz seines Herzens zu gewähren.

Die Nachricht von seiner Vermälung war ein Donnerschlag für die Königin.

"Undankbarer! weißt du auch wie sehr du mich gekränkt hast!" sprach sie, und überlies sich dem Ausbruch des heftigsten Schmerzes.

Jezt fieng sie an über ihre Leidenschaften Ausflüchte zu suchen, entkräftete ihre Seele, und fühlte erst, was sie vorher noch nicht gefühlt zu haben glaubte, — daß es ihr unmöglich war, ohne Mortimers Liebe zu leben.

Der einmal an Einschränkungen gewöhnte König, war jezt in den Schlingen eines jungen Mannes von edler Herkunft, **Hugo Despenser** *) genannt, der Gavastons Stelle bei ihm ersetzte. Dieser Günstling war stolz, so raubsüchtig, wie sein Vorgänger, und zog sich den Haß der Barone zu.

Diese

*) Französische Schriftsteller, schreiben blos Spencer; ich bin englischen Geschichtschreibern gefolgt.

Diese ergriffen die Waffen und erzwangen mit Gewalt von **Eduard** das Urtheil der ewigen Verbannung seines Lieblings. — Bald darauf aber drehte das Glück der Waffen den Verbündeten den Rücken, und der König rufte seinen Günstling wieder zurück.

Isabella, von Eifersucht und Rache entflammt, lies **Despenser** freie Hand, und **Mortimer** wurde als ein Opfer seiner Kabale, gefänglich in den Tower gebracht. Jedermann glaubte, sein Leben sey verloren.

Aber kaum erfuhr **Isabella**, daß er wirklich in Verhaft sey, als sie im Herzen alles widerrufte, was ihr der Zorn gegen ihn vorher eingab. Es schien, sie habe ihn gefangen nehmen laßen, um die Wonne seines Danks zu geniesen, wenn er ihr seine Befreiung verdanken werde.

Der ganze Hof hielt seinen Untergang für gewiß. Er selbst sah seinem Ende gelas-

sen entgegen, da ihm sein Leben unerträglich wurde.

"Ohnmächtige Tugend! sprach er; du wucherst mit eitel leeren Versprechungen, und kannst die Sterblichen nur elend machen. Welches Opfer kann ich dir nun noch darbringen? In dir glaubte ich Entschädigung meines Kummers zu finden, als ich Isabellen floh, die mich nun haßt und einen Undankbaren schelten muß. — Aber wie kann ich Belohnung von der **Tugend** fordern? habe ich **ihr** ein Opfer gebracht? die **Königin** ist es, der ich alles aufgeopfert habe. Die Furcht sie unglücklich zu machen, übergab mich meinen Leiden; — und das alles weis und fühlt sie nicht!"

Die Königin fühlte jetzt wohl, wie werth ihr **Mortimer** war; sie bereute es, daß sie sich mit **Despenser** zu seinem Untergange verbunden hatte, und war fest entschlossen, ihn zu retten, oder mit ihm umzukommen.

Inzwischen war der Graf Lankaster in einer Schlacht gefangen und hingerichtet worden. Despenser hatte seinen größten Feind verloren, aber Mortimer lebte noch, und diesen rettete die Königin.

Eine Hofdame und Vertraute Isabellens, führte das große Werk aus, durch Bestechungen und andere Mittel Mortimern die Flucht zu erleichtern, die dieser auch nach vorgeschriebenen Planen ergrif und sich in Freiheit setzte.

Die Königin lies sich wohl zehnmal die Umstände seiner Flucht wiederholen, und hielt sich bei allen Traits auf, in welchem sich Liebe und Erkenntlichkeit ihres Geliebten malte. Sie wünschte ihn zu sehen, und in dem Augenblicke, als sie sich dazu entschloß, war sie überzeugt, daß sie, sie mögte ihn nun sehen oder nicht, doch nie im Stande seyn würde, seine Ueberzeugung geliebt zu seyn, zu vernichten, aber auch, daß sie ihm das Geständniß ihrer Zärtlichkeit nicht würde versagen können.

Die Vertraute der Königin hielt Mortimer in einem Pallaste einer Freundin verborgen, und Isabella konnte sich das Vergnügen nicht entziehen, ihn zu sehen.

Sie sprachen sich — sahen sich oft und überließen sich endlich gänzlich ihrer Leidenschaft. Nun fanden sie nichts schrecklich, als die Notwendigkeit sich auf immer zu scheiden, aber es war auch nichts, daß sie nicht zu unternehmen gewagt hätten, ihre Wiedervereinigung zu bewürken. Je theurer sie der Liebe Wonnestunden erkaufen mußten, je fester waren sie entschlossen, daß sie für die Fortdauer ihrer Glückseligkeit alles wagen wollten.

Sie hatten sich mit kühnen Schritten dem Ende der Schranken genaht, die bisher sie umgaben, und sie eilten ihrem Verderben in einer Art von Betäubung entgegen, welches einen solchen Zustand nur allzudeutlich bezeichnet. Menschen von großen Tugenden werden nicht selten die, welche die größten

Laster

Laster begehen, denn ihr kühner Sinn kennt keine Mittellinie.

Der Umsturz des Reichs, des Königs Untergang, ihr Ehrverlust, alles schien ihnen nun im Vergleich der Notwendigkeit, einer Leidenschaft zu entsagen, die ihre Seele füllte, nur ein kleiners Uebel zu seyn. So ketten sich Laster an Laster, so begann das große Spiel um Ehre und Reich, so ereignete sich nun alles, was die Leser lesen werden.

Die Liebe allein würde schon hinreichend genug gewesen seyn, sie zu den kühnsten Unternehmungen anzutreiben, damit nur der Todesgedanke ihrer Trennung sie nicht mehr verfolgen möchte; und Haß und Rache beschleunigten den Lauf ihres Vorhabens.

Zwischen **Eduard** und König **Karl dem Schönen** in Frankreich, Isabellens Bruder, war Streit über einige Händel entstanden, die Provinz Guienne betreffend. Alle Vermittelungen, selbst die des Papstes,

waren fruchtlos. — Isabella mischte sich nicht ohne Absicht ins Spiel.

Karl steigerte seine Forderungen und brachte einen neuen Vorschlag auf die Bahn. Dieser war: König Eduard solle an seinem Hofe erscheinen, die Lehn wegen Guienne selbst von Karln zu empfangen.

Man konnte kein Mittel finden, dieser stolzen Forderung auszuweichen.

Die Königin kam in Streit mit Despenser und vernichtete alle seine Anstalten. — Und nun blieb das einzige Mittel übrig, die Königin zu ersuchen, selbst nach Frankreich zu gehen, die Sache bei ihrem Bruder so zu vermitteln, daß Eduards Ansehen nicht darunter leiden möchte.

Isabella schickte Mortimern heimlich voraus und gab ihm Briefe an Robert von Artois, *) der ihr ganz ergeben war, mit. An ihren Bruder bekam Mortimer gleichfalls

*) S. II. Th. dieser Skitzen rc. S. 110. f. f.

falls Briefe, und der erste Schritt ihres Vorhabens war gethan.

Karl empfieng Mortimern sehr entschieden gütig, und hielt sich verbunden einen Mann zu belohnen, der, wie ihm seine Schwester schrieb, blos deswegen verfolgt würde, weil er ihre Rechte gegen die Günstlinge des Königs vertheidigt hätte. — Er lies ihm mit königlicher Freigebigkeit alles reichen, was er bedurfte. Täglich gab er ihm neue Merkmale seiner Achtung, und der ganze Hof folgte dem Beispiele des Königs.

Robert von Artois, dem Isabella ihren Geliebten mit einer Beredsamkeit des Herzens empfohlen hatte, die ihm die innern Empfindungen der Königin nicht verbargen, verband sich auf noch genauere Art mit **Mortimer**, und bald hatten beide kein Geheimniß mehr für einander. — **Robert** war der Liebling des Königs und seine äusserlichen Eigenschaften, nahmen alle Herzen für ihn ein. Er gab der Liebe der Königin und

ihres

ihres Geliebten seinen Beifall und versprach beiden alle Dienste zu leisten, deren die Königin in dem grausamen Zustande bedurfte, in welchem sie sich befand.

Ihr zärtlicher Umgang hatte Folgen nach sich gezogen, deren Verbergung unmöglich war, da Eduards Kaltsinnigkeit gegen seine Gemalin, ihr kein Mittel übrig lies, ihn und die Welt zu hintergehen.

Sie betrieb ihre Abreise nach Frankreich und **Eduard** willigte in dieselbe.

Die Umstände erforderten, daß sie nur mit einem kleinen Gefolge ihr ganz ergebener Leute, nach Frankreich übersetzte. Zwölf Meilen von Paris wurde sie in aller Stille von einer Tochter entbunden, die sogleich zu **Gisors** untergebracht wurde; ein Pfand, welches die Königin mit den stärksten Banden an den Geliebten fesselte.

Ihr Bruder empfieng sie, als sie zu **Paris** ankam, mit einer Theilnahme, die den ganzen Hof entzückte. Ihre blasse Ge-

sichts-

sichtsfarbe, war dem König das Merkmal ihrer Leiden, er wurde, als sie ihre erdulteten Leiden erzählte, zu Thränen gerührt, und versprach ihr Rache, Schutz und Beistand.

In Roberts Palais eilte **Mortimer** in die Arme seiner geliebten **Isabella**, die in der Folge ihren Liebeshandel so unvorsichtig betrieb, so wenig Zurückhaltung bewies, daß ganz Frankreich von demselben sprach.

Sie, die zu Verbergung der Folgen ihres Umgangs mit **Mortimer**, ihr Leben gewagt hatte, durfte sich nun selbst sagen, daß ihr Stand, ihre Würde sie über Urtheil und Meinungen der Menschen erhebe, und alle Behutsamkeit verschwand, mit der **Robert** ihr rieth, ihre Verbindung zu betreiben.

Bald wurde alles in England, so gut wie in Frankreich, bekannt. Eduards Günstlinge frohlockten über diese Nachricht. Aber sie wollten Isabellen nicht eher den letzten tödlichen Streich bis nach ihrer Zurückkunft

verse-

versetzen, nicht eher, bis der Friede durch ihre Bemühungen geschlossen war.

Aber das wollte nicht gehen, wenigstens so nicht, wie **Eduard** es verlangte.

Karl blieb bei seiner Forderung, **Eduard** müße die Lehn wegen **Guienne** in Person von ihm empfangen.

Ein einziges Mittel blieb übrig, sich aus dieser Sache zu wickeln, dieses wurde eingeschlagen, gebilligt und ausgeführt.

Eduards und **Isabellens** einziger Sohn, der nachher unterm Namen **Eduard** III. den väterlichen Thron bestieg, *) damals ein Prinz von 13. Jahren, bekam von seinem Vater **Guienne** abgetreten, gieng nach **Paris**, leistete Karln die Huldigung, die jeder Lehnsträger seinem Lehnsherrn schuldig ist, und wurde mit der Provinz belehnt.

Indessen sammelten sich viele mißvergnügte englische Barone bei Isabellen, hinterbrach-

*) S. II. Th. dieser Skitzen rc. S. 103. f. f.

terbrachten ihr, wie es ihr ergehen würde, wenn sie nach England zurückgieng, und bestärkten in ihrer Seele den Entschluß, sich und ihren Sohn, der Gewalt ihres Gemals zu entziehen.

Der Prinz war bald zu ihrem Vortheile eingenommen, und **Eduard** forderte die Rückkunft seines Prinzen und seiner Gemalin vergebens.

Der Papst war so galant gegen den König, den Kirchenbann gegen Isabellen zu offeriren, die Günstlinge Karls aber wußten das zu hintertreiben, und die Königin siegte diesmal durch Geld und Versprechungen.

Die englische Parthei in Frankreich verschwor sich zu Eduards und seiner Günstlinge Untergang.

Die Königin erklärte, sie würde mit ihrem Sohne nicht nach England gehen, wenn der König nicht seine Lieblinge verbannen würde. Das Volk und die Mißvergnügten jauchzten dieser Entschliessung Beifall zu,

und

und sie bekam in England eine Parthei, deren versprochener Beistand ihr nicht unangenehm seyn konnte.

Alles das konnte der schwache **Eduard** nicht hintertreiben. Selbst sein eigener Bruder, der **Graf von Kent** wurde bewogen, diese Verbindung, in deren Inneres er nicht blicken konnte, gegen den König und seine Favoritten gut zu heißen.

Nun gieng **Isabella** mit ihrem Liebhaber und mit ihrem Sohne, durch öffentliche Unterstützung des **Grafen von Hennegau**, und durch geheimen Beistand ihres Bruders, in ihrem Vorhaben bestärkt, mit ungefähr 3000 Mann nach England über. Ohne Widerstand landete sie an der Küste von Sufolk mit ihrem Volke. Bald nach ihrer Landung stießen die verbundenen Barone mit ihren Truppen zu dem Heere der Königin, und giengen auf **Eduard** los, der kein Gehör bei den Bürgern in **London** fand, keine Armee auftreiben konnte, seinen

Feinden entgegen zu gehen und eilig die Flucht nach der westlichen Gegend nahm.

Kaum lies er seine Furcht durch seine Entweichung aus der Stadt merken, als des Volkes Wut gegen des Königs Günstlinge schrecklich ausbrach. Man plünderte, man mordete, und schloß einen offenen Bund: jedermann nieder zu machen, der sich dem Unternehmen Isabellens und ihres Sohnes widersetzen würde.

Dem Könige sezte man bis **Bristol** nach, von da er nach **Wallis** gieng. Hier, in seinem Vaterlande, hofte er eine Armee zusammen zu ziehen und sich gegen seine Feinde halten zu können.

Despensers Vater, jezt **Graf von Winchester**, Kommandant von **Bristol**, wollte den Ort für den König erhalten, aber seine Besazung empörte sich und lieferte ihn in die Hände seiner Feinde.

Dieser beinahe neunzigjährige Greis wurde sogleich von den mit Isabellen verbundenen Baronen zum Tode verdammt. Er wurde gehängt, dann wurde sein in Stücken zerhauener Leib den Hunden vorgeworfen, und sein Kopf wurde nach **Winchester** geschickt, wo ihn der Pöbel zu den ausgesuchtesten Beschimpfungen, auf einen Pfahl steckte.

König **Eduard** suchte vergebens bei den Wallisern Beistand. Er wollte nach Irrland fliehen, aber widrige Winde trieben ihn zurück.

Elend und verlaßen irrte er umher, glaubte endlich in einer Felsenhöle in den Wallisergebürgen einen Zufluchtsort gefunden zu haben, wurde aber entdeckt, gefangen genommen und auf die Festung **Kenilworth** gebracht.

Nun wurde die Klage gegen ihn eingereicht. Das Parlement stimmte in seine Absetzung.

Einige Lords kamen nach **Kenilworth** und forderten dem Könige die Abdankung ab, die er aus Furcht für übeln Begegnungen, bald von sich gab.

Er gab die Zeichen seiner königlichen Würde ab, und bekannte mit Leidwesen, seine Absetzung sey seines unvorsichtigen Verhaltens natürliche Folge.

Sein Sohn, **Eduard III.** wurde auf den Thron Englands gesezt, und öffentlich im Beiseyn des vornehmsten Adels, feierlich *) gekrönt.

Aber es war unmöglich das Volk immer bei dem blinden Partheigeiste in den Fesseln der Ruh zu halten. Der Königin Ausschweifungen, ihr unordentliches Verhalten, gab zur Unzufriedenheit Anlaß; sie wurde zulezt der Gegenstand des allgemeinen Hasses.

*) Diese merkwürdige Begebenheit geschah am 24. Jänner 1327.

Des abgesetzten Königs Zustand erregte das Mitleid des Volks, und nach und nach nahmen auch einige Barone seine Parthei wieder.

Man suchte durch schlechte Behandlung dem gefangenen König sein Leben ihm unerträglich zu machen. Er wurde beleidiget, gekränkt, und brach oft in Thränen über die Härte seines Schicksals aus.

Die Königin wurde unruhig. Sie theilte ihre Besorgniße Mortimern mit, und dieser ehemals so tugendhafte Mann, jetzt gegen jede Gefühle edler Art verhärtet, traf Anstalten, den abgesetzten König, die Ursache der Furcht seiner Bulerin, aus dem Wege zu räumen.

Des Königs Aufseher, Lord **Berkley**, war krank. Diesen Umstand machten sich die Königsmörder zu nutze, kamen nach **Berkley-Kastle** und bemächtigten sich der Person des Königs. Sie warfen ihn auf ein Bette, legten ein Tischblat über ihn, und nahmen

nahmen ihm das Leben auf die grausamste Art.

Die gebrauchte Erfindung verhütete alle äusserliche Merkmale der Gewaltthätigkeit, aber die abscheuliche That blieb der Wache und den Dienern durch das Geschrei nicht unverborgen, mit welchem der in Todesängsten liegende unglückliche König das Schloß erfüllte, da man ihm die Gedärme verbrannte.

O Menschenliebe! göttliche Tugend! wohin warst du in jenem rohen Zeitalter geflohen? in welcher Gegend verbargst du damals dein gesenktes Haupt, da Grausamkeit, deine unumschränkte Feindin, mit bleiernen Zepter die Herzen der Menschen regierte?

Die Strafe folgte den Unmenschen auf den Füssen *) nach, und nur ein

 einziger

*) Gournay wurde zu Marseille eingezogen, und heimlich hingerichtet, damit er durch ein=

einziger entkam dem Schwerde der Rache. **)

Nach dieser That wurden **Mortimer** und die ihm mit Ueberschreitung aller Schranken des Wohlstandes ergebene Königin, das Ziel des allgemeinen Mißfallens. Durch ihre Getreuen umringten sie den König, und schalteten wie sie wollten in Reichsgeschäften, und mit der Ehre des Königs und der Nation durch elende Unterwürfigkeit gegen benachbarte Reiche. Wer sich ihrer Tirannei widersetzte, wurde eingezogen oder hingerichtet.

Morti-

ein Geständniß des Verbrechens, nicht dem Volke die Augen völlig öfnen konnte.

) **Mautravers versteckte sich einige Jahre in Teutschland. Weil er aber **Eduard** III. einige Dienste geleistet hatte, wagte er es endlich ihm einen Fusfall zu thun und wurde von dem grosmüthigen Könige begnadigt, deßen Barmherzigkeit er anflehte.

Mortimers Gewalt wurde furchtbar. Er maßte sich mehr Staat und Würde an, als er seinem Könige lies. Die Nation kroch in den Staub, und die Barone wagten es nicht sein Mißfallen zu erregen. Nur der **Graf Kent** widersetzte sich ihm, und **Mortimer** beschloß, ihn aus dem Wege zu räumen.

Er lies daher das Gerücht verbreiten, der alte König lebe noch unbekannt auf einem Dorfe. Es gelang ihm den **Graf Kent** in die gelegte Schlinge zu locken, der dahin eilen wollte, seinen Bruder zu sprechen, und vorher einen Brief schrieb, in welchem er ihn versprach, ihn wieder auf den Thron zu heben, und seinen Sohn, mit Hülfe einiger Lords, abzusetzen. Diesen Brief erhielt **Mortimer** und nahm sich vor, deßelben sich zu des Grafen Untergang zu bedienen.

Er lies dem Könige ein Parlement zu **Winchester** zusammen rufen. Seine Ge-

treuen und Anhänger kamen dahin. Hier übergab er dem Könige den Brief. Des Graf Kents Todesurtheil wurde wegen Hochverrath gesprochen, und **Mortimer** eilte, es vollziehen zu laßen. Der Graf war aber so allgemein beliebt, daß der Nachrichter sich weigerte sein Amt zu verwalten. Gegen Mittag wurde er auf die Blutbühne gebracht, und erst gegen Abend durch einen Missethäter enthauptet, der zur Belohnung, Vergebung seiner Verbrechen erhielt.

Der junge König kam nach und nach zu sich und sah ein, in welchen Händen er sich befand. Er hatte sich vermält *) war Vater geworden, **) und Mortimers Herr-

*) Mit Philippine, Tochter Wilhelms III. Grafen von Holland und Hennegau, am 24. Jänner 1328.

**) Am 15. Junius 1730. wurde sein ältester Sohn geboren.

Herrschaft wurde ihm verdrüslich. Er bemerkte mit Unwillen seinen Geiz, Stolz und Uebermut. Er mißbilligte seine offenbare schändliche Vertraulichkeit mit seiner Mutter, und beschloß sich dem aufgelegten Joche zu entziehen.

Er entdeckte sich einigen Grossen seines Reichs und erhielt Versicherung ihres Beistandes. Aber das Unternehmen war schwer. **Mortimer** hatte viele Spione im Solde und eine Leibwache von 200 gewappneten Rittern beständig um sich.

Lord **Montakute** rieth dem König, eine Parlementsversammlung nach **Nottingham** zu rufen und dort Mortimern einzuziehen.

Aber **Isabella** ahndete den Sturz. Sie nahm die Stadt und Zitadelle **Nottingham** mit **Mortimer** und seinen Leuten sogleich in Besitz, daß kaum Platz für den König blieb. — Der Befehlshaber der

Festung Sir **Wilhelm Ealand** war auf des Königs Seite, aber es fanden sich Schwierigkeiten, denn die Königin hatte die Thore mit neuen Schlössern versehen laßen, lies sich dieselben jede Nacht bringen und verwahrte sie unter dem Kopfküssen Betts, auf welchem sie Mortimers Liebkosungen erndete.

Endlich wurde ein unterirdischer Kanal entdeckt, der noch den Namen **Mortimers Höhle** führt; durch diesen drangen des Königs Leute, unter Anführung des Lords **Montakute**, des Nachts in die Festung und in Mortimers Zimmer, der sich anfangs mit einigen seiner Anhänger vertheidigte, aber der überlegenen Macht doch zuletzt unterliegen, und sich gefangen geben mußte.

Die Königin hörte den Lärm, sie ahndete die Ursache deßelben, sprang aus dem Bette und rufte ihrem Sohne, der, wie sie glaubte, an der Spitze der Parthei

stünd,

stünd, in französischer Sprache, mit der Stimme der bangsten Verzweiflung zu:

"Schöner Sohn! schöner Sohn! habe Mitleid mit dem edlen Mortimer!"

Da sie keine Antwort erhielt, drang sie in das Zimmer, und bat die Verschwornen unter tausend Thränen: dem edlen Mortimer nichts zu leide zu thun, denn er sey ein würdiger Ritter, ihr werther Freund und geliebter Vetter.

Ihre Bitten erreichten nur taube Ohren, und **Mortimer** wurde nach dem Tower geschickt.

Das Parlement schritt zum Verhör des stolzen Günstlings der schönsten Königin Englands, beschuldigte ihn vieler Verbrechen und Uebelthaten, und lies ihn an einem Galgen ausserhalb **London** aufhängen.

Die Königin bekam Verhaft in ihrem Pallast, und ihre Einkünfte wurden vermindert.

mindert. Der König machte ein paarmal des Jahrs Staatsbesuche bei ihr, aber zu ihrem vorigen Ansehen kam sie nie wieder.

Das sind die Folgen eines lasterhaften unordentlichen Lebens! der erhabenste Stand, der Schimmer königlicher Pracht, keine menschliche Vorsicht, kann den Verbrecher vor der Rache der Gerechtigkeit schützen. Nur Tugend bleibt über die Strenge des Schicksals erhaben, nur sie allein gewährt den Menschen, Ruhm und Ehre.

II.

Waldrade.

Die Jagdhörner durchtönten den Forst; das Gebell der Hunde, und das muntere Geschrei der Jäger, gab vielfach das Echo zurück. Ueber Berg und Thal rann das Getöse der Jagd. Das Wild durcheilte aufgeschreckt den dichten Wald, und Hunde, Mann und Roß stürzten demselben nach.

Lothars *) Lieblingsneigung war die Jagd. Von seinem Gefolge kam das Getöse, er war auf der Jagd, und verfolgte einen Hirsch so ämsig, daß er bald sich von seinem Gefolge verlor. Unweit **Metz**, suchte das verfolgte Thier Zuflucht in einem Schlosse, und fand seinen Tod im Schloßhofe.

Der

*) König in Lothringen, der mittelste Sohn Kaiser Lothars, kam im Jahr 862. oder 863. zur Regierung.

Der König besah seine Beute, freute sich derselben, und ahndete nicht, daß er selbst bald die Beute eines schönen — Hirsches eben nicht, aber eines schönen — Weibes werden würde. Hier, wo er Sieger wurde, wurde er Sklav; Hier, wo sein Jagdspies das Herz eines Thiers durchbohrte, wurde sein Herz von den Pfeilen der Liebe verwundet; Hier wo er als König sein Jagdrecht ausübte, übte an ihm eine Schöne das Wildfangsrecht der Herzen aus; — und diese war die schöne **Waldrade,** *) Nichte des Bischofs **Thietgaud** von **Kölln,** Schwester des Bischofs **Gontier** **) von **Trier.**

Sie wurde kaum ihren hohen Gast gewahr, als sie eilig Kopfputz und Busenschleier in die gehörige Lage brachte, und mit einer Miene die Schloßtreppe hinab, in den Hof eilte, die ihr Glück und Sieg bei allen Männern weissagte.

Der

*) Andre nennen sie **Walrade.**

**) Günther.

Der König erblickte die Schöne — da stund er, wie angewurzelt, und seine Sinne schmolzen in Gesicht und Gefühl so zusammen, als hätte er deren niemals mehrere gehabt. Er wollte reden und konnte nicht, er wollte sie grüßen und vermochte es nicht.

Waldrade aber hatte alle ihre Sinnen gar wohl beisammen, näherte sich ihm, ergrif seine zitternde Hand, und war in Begriff dieselbe mit viel Resignation zu küssen, als der König von der Bewegung ihres Gesichts, nach seiner Szepterträgerin, wie vom Blitz gerührt, getroffen ihr zuvorkam, und seine Lippen auf ihre Schwanenhand so innig drückte, daß die Schöne bei sich selbst triumfirend sprach:

"Mein scharmanter Herr König, Ihr seyd im Garne!"

Lothar. Englisches Fräulein —

Waldrade. Nur allzusehr menschlich, fürchte ich, durchlauchtigster König und Herr.

Lothar. Ich bin ein großer Schuldner der Gelegenheit, die mir das Glück einer so reizenden Bekanntschaft verschaft.

Waldrade. Ich muß die Gelegenheit Freundin nennen, die den König in den Hof unsers einsamen Schlosses führt.

Lothar. Hätte ich in dieser Einsamkeit einen solchen Schatz vermutet —

Waldrade. Ihr wärt um nichts glücklicher gewesen, als Ihr wirklich seyd.

Lothar. Wie versteht Ihr das?

Unter diesem Gespräche kamen sie die Treppe hinauf in das Zimmer. Ehe **Waldrade** zum Worte kam, wiederholte der König seine Frage:

"Wie versteht Ihr das, was Ihr sagtet?"

Waldrade. Wenn ich so stolz seyn darf, zu glauben, daß Ihr mit den Worten Schatz dieses Schlosses, mich gemeint habt —

Lothar. Und wen sonst?

Waldrade. So ist die Erklärung meiner Antwort leicht.

Lothar. Und doch kann ich sie nicht machen. Erklärt mir Eure Rede selbst. Ihr sagtet: ich würde um nichts glücklicher gewesen seyn, als ich wirklich wär, wenn ich auch gewußt hätte, daß diese Schloßmauern einen solchen Schatz umfingen.

Waldrade. Wahrhaftig nicht!

Lothar. Und wie so? Das ist eben der Punkt, über den ich mir aus Euern schönen Munde eine Erklärung erbitte.

Der König nahm ihre beiden Hände, und sie schlug die Augen nieder. In dieser Stellung blieb sie einige Sekunden, sah den König bedeutend an, dessen Herz in lichten Flammen stund, und schlug die Augen wieder nieder.

Waldrade. Ihr werdet von einer Gemalin geliebt, *) die ein Muster der Schönheit ist. Ihr liebt sie wieder —

Lothar. Schönes Fräulein! seit dem glücklichen Augenblicke, da ich Euch erblickte, ist Thietberge nicht mehr die Beherrscherin meines Herzens, und —

Waldrade. Sie ist Eure Gemalin — Sie liebt Euch —

Lothar. Und ich —

Waldrade. Ihr seyd glücklich! — — Erlaubt mir, daß ich gehe, ein kleines Mal

für

*) Sie hies Thietberge, oder Theutberge, und war eine Tochter des Graf Boso von Bourgogne jenseit des Gebürgs, dem heutigen Savoyen. Der König hatte sich noch bei Lebzeiten seines Vaters im Jahr 856. mit ihr vermält. Ihr Bruder war Hubert, Abt und Herzog zugleich, und war auch beweibt, eine Sache, die damals viel Aufsehen machte.

für Euch zu besorgen. Ich weis zwar, daß ich nicht vermögend bin, einen König gehörig zu bewirthen, aber ich hoffe, Ihr werdet den Willen für die That nehmen, und Eure Gegenwart Eurer Vasallin nicht so bald entziehen.

Lothar. O! wenn ich doch so glücklich seyn könnte, nie von Euch zu gehen!

Mit einer damals den Weibern sehr eigenen, haushälterischen Geschäftigkeit, ordnete **Waldrade** alles an, dem Könige ein Mal aufzutischen, indeß er gedankenvoll im Zimmer auf und ab gieng, die runden Scheiben der schmalen, langen Fenster zählte, die Bildnisse der Ahnherren und ihrer Weiber betrachtete, und mancherlei Reflexionen anstellte. Das Resultat derselben war: nicht von dannen zu gehen, ohne des Besitzes von Waldradens Liebe versichert zu seyn.

Waldrade freute sich der schönen Gelegenheit einen König zu fesseln, der sie aus den finstern Mauern ihres Schlosses zu einem

nem glänzenden Weltglück hervorziehen konnte, und warf sich, als sie wegen des Mittagsmals Anordnung getroffen hatte, in ein Gewand, das zwar sehr einfach war, aber zu Erhebung ihrer Reize ungemein viel beitrug.

Eine Schilderung ihrer Person, wird hier nicht am unrechten Orte stehen. Sie war schlank gewachsen, doch ziemlich rund und voll um Hals und Brust. Ein schönes Roth schimmerte auf ihren Wangen, und ein großes blaues Auge lachte unter ihren braunen Locken hervor, die sich zerstreut an ihren Schläfen, auf Nacken, Stirn und Brust in schöner Unordnung wiegten. Uebrigens war sie ein Weib von Geist und Einbildungskraft, begabt mit der Gabe der Ueberredung, liebte Pracht und Lustbarkeiten und wünschte, daß um ihretwillen die halbe männliche Welt Fesseln der Liebe tragen möchte. — Es hatte ihr nie an Liebhabern und Freiern gefehlt, aber sie dachte nicht

so eingeschränkt, sich durch das Band der Ehe an einen Gemal zu binden, so lange Jugend und Schönheit sie zu Erwartung eines bessern Glücks, wie sie meinte, privilegirten. Und dieses Glück war mit dem König auf ihrer Burg jetzt unter einem Dache.

Als sie wieder im Zimmer erschien, wo sich der König befand, glaubte sich dieser in jene schöne Zeiten versetzt zu sehen, in denen Göttinnen zuweilen den hohen Olymp verliesen, den erkohrnen Sterblichen glückliche Stunden zu schenken. Er konnte nicht reden, aber eine ununterbrochene Reihe von Küssen auf ihre Hände, sprach so deutlich, daß Worte überflüssig waren. — **Waldrade** seufzte; der König seufzte auch. Eine stärkere Röthe überflog ihre Wangen, der König zitterte und bebte. Sie sah ihn schweigend an; seine Lippen bewegten sich, seine Knie wankten, und er lag zu ihren Füssen.

Lothar. Liebe oder Tod! — Ich habe keine Worte, Euch die Gefühle meines Herzens zu schildern. — Mein Glück oder mein Unglück gründet Eure Antwort.

Waldrade. König —

Lothar. Nennt mich nicht König, wenn ich meine eingeschränkte Macht nicht doppelt fühlen soll! — Könnte ich Euer Herz beherrschen, dann wär ich ein glücklicher Beherrscher des schönsten Reichs für mich auf dieser Erde. — Szepter und Krone lege ich Euch zu Füssen, ich selbst liege hier — und flehe um Liebe.

Waldrade. Ihr sagt Worte, die ich dem Könige, wohl aber nicht der geliebten Thietberge Gemal, zutrauen sollte. Ihr erniedrigt Euch vor Eurer Vasallin —

Lothar. Deren Vasal ich bin.

Waldrade. Und die zwar Euch, aber nicht den König, nicht den Gemal, lieben könnte.

Lothar. Liebt in mir den, der Euch liebt. Was kümmert's Euch, daß ich König bin, wenn ich für Euch ein Herz voll Liebe habe?

Waldrade. Ich könnte auch wohl so schwach seyn, einen König, troz seiner Erhabenheit über mich, zu lieben, wenn er mich wieder liebte — aber ein getheiltes Herz, ist kein Herz für **mich**.

Lothar. Für dich schlägt kein getheiltes Herz; für dich **allein** schlägt es.

Waldrade. Es kann, es darf nicht **für mich allein** schlagen.

Lothar. Wer will dem Herzen, wer will mir verwehren glücklich zu seyn?

Waldrade. Eure Gemalin —

Lothar. Bin ich nicht **König**?

Waldrade. Ich kann nicht so grausam seyn, ihr den Besitz eines Gutes zu rauben, deßen ihre Liebe und Treue so sehr bedarf.

Lothar. Sie ist ein Besitz keines Gutes, welches Euch gehört. Ihr raubt nicht, könnt nicht rauben, was ich Euch schenke, was ich Euch anzunehmen bitte.

Ein Geräusch an der Thür machte, daß der König aufsprang. — Ein Page trat ein und meldete, es sey aufgetragen.

Sie giengen zu Tische. Es wurden auch Tischreden geführt, aber keine Feder hat sie so sorgfältig wie die von D. Luther aufgezeichnet, deren Nachschreiber auch etwas besseres als dieses Geschäft hätte unternehmen können.

Nach Tische führte das Fräulein den König in den Garten. — In einer Laube erneuerte Lothar seine Bitten, seine Versprechungen, und bat so sehr, und versprach so viel und mancherlei, daß das gute Fräulein endlich nachgiebiger wurde. Und als der König das Schloß verlies, konnte er zwar keine Päane zu Preis und Ruhm des Soldes beglückender Minne singen, aber er

hatte doch Ursach genug, sich mit künftigen glücklichen Augenblicken zu schmeicheln.

Vierzehn Tage hintereinander ritt er ganz allein und ohne Begleiter nach Waldradens Schlosse, sprach sie, und war endlich in einer schönen Nacht so glücklich, von der Geliebten Beweise der zärtlichsten Liebe zu erhalten.

Die Königin konnte sich nicht in die Ursach des täglichen Ausrittes ihres Gemals, ohne Begleitung, finden, und als er einige Nächte ausserhalb seinem Schlosse zubrachte, wurde sie noch neugieriger zu wissen, womit er sich wohl amusiren möchte. Zu dem bemerkte sie sehr deutlich, daß eine gewiße Kälte an die Stelle der ehelichen Liebkosungen trat, die ihr sehr unerträglich war. — Sie wurde ängstlich, sie wurde argwöhnisch, stellte Spione auf, und brachte endlich so viel in Erfahrung, daß eine beglückte Nebenbulerin ihr Liebe und Gegenwart ihres Gemals entzog.

Was so vielen Königinnen vor und nach ihr gegeben wurde, war nicht ihr gegeben. Sie konnte nicht etwas merken, und thun, als wenn sie es nicht merke, sie konnte ihre Eifersucht nicht bergen, sie konnte nicht schweigen, und sich — etwa schadlos halten.

Sie wollte eben einmal des Abends mit ihrem Hoffräulein um den Schloßgraben lustwandeln, als der König geritten kam.

"Schon so **bald** zurück?" rufte sie ihm mit sehr bedeutenden Ton zu.

Lothar. Wie Ihr seht.

Thietberge. Und warum nicht später? — Gewiß, Ihr thut Euch viel Zwang an, und beraubt Euch seliger Unterhaltungen oft zu früh. Geht doch haushälterischer mit der Zeit um, die Euern Vergnügungen geweiht ist, und laßt Euer Schäfchen nicht ohne Hirten.

Lothar. Was will meine herzlichgeliebte Gemalin wohl damit sagen?

Thiet-

Thietberge. Sie will damit sagen, daß sie nicht, wenigstens von Euch nicht, herzlich geliebt wird.

Lothar. Aber von andern?

Thietberge. Meint Ihr, weil Ihr Eure Pflichten nicht kennt, Eure Gemalin kenne die ihrigen nicht besser?

Lothar. Wolltet Ihr nicht einen Spaziergang machen?

Thietberge. Euch wollte ich entgegen gehen —

Lothar. Mir?

Thietberge. Man empfängt ja Helden immer, wenn sie so siegreich zurück kehren, wie Ihr.

Lothar. Da habt Ihr wohl daran gethan, daß Ihr mir, mich zu empfangen, entgegen gegangen seyd. Vielen Dank!

Er sprach's, spornte sein Roß und trabte ganz gelassen über die Schloßbrücke.

Er merkte, daß seine Gemalin um seine Liebe wißen müße, er hörte, daß Eifersucht und Zorn aus ihr sprach, er fühlte sich durch ihre Spötteleien beleidigt, beschloß sich an ihr empfindlich zu rächen, und die Königin mußte sich gefallen laßen ihre Nebenbulerin in dem königlichen Pallaste zu sehen, wo ihr der König ihre Wohnung anwies.

Hier schien **Waldrade** Königin zu seyn, und **Thietberge** sah mit Betrübniß das lustige Völklein der Hofleute sich um den neuen Angelstern des Königs drehen, als hätten sie den Kreislauf um einen Planeten zu beschreiben.

Der König hatte keinen Willen mehr und **Waldrade** regierte mit unumschränkter Macht ihn, sein Herz und sein Reich, lenkte sein Wißen und Wollen und leitete ihn, eben nicht auf ebener Bahn, aber doch dahin, wohin sie wollte.

In dieser Lage der Sachen und des königlichen Kopfs, wußte sie ihn zu bereden, die Königin sich vom Halse zu schaffen, und ihr Hofkaplan that sein Mögliches dem Könige die Erfüllung dieses Wunsches seiner — Geliebten, kräftig an's Herz zu legen.

Der König war einmal in der Situation eine Farçe à la Henry VIII.*) zu spielen, daß er sich sogleich zum **Bischof von Metz** verfügte, und diesem sein Vorhaben, die Königin zu verstoßen, eröffnete.

Der Bischof bekam Falten auf der Stirn. Der König merkte, daß er sein Gesuch nicht mit dem gehörigen Gewicht betrieben hatte, und setzte, um ihn zu gewinnen hinzu, daß er entschlossen sey, der schönen **Irmengard**, (der Nichte des Bischofs,) seine Hand zu reichen.

Die Falten des Bischofs verloren sich und seine Stirn wurde glatt.

So

*) S. den II. Th. dieser Skizzen aus dem Leben galanter Damen. S. 94. 95.

So erheben sich bei einer Kaprise des windichten Gottes Aeolus die Wellen, und sinken, wenn er seine Windlaune verliert, wieder in Spiegelglätte.

Also des Königs Beisatz veränderte die Sache, und gab seinem Ansuchen mehr Gewicht.

Daher rufte der Bischof auch ein geistliches National-Concilium zusammen, und trug, belebt von der schmeichelhaften Hofnung seine Nichte als Königin zu sehen, den versammelten Vätern mit vieler Beredsamkeit vor, daß er sie versammelt habe, um ihre Meinungen über den Willen Sr. Maj. zu vernehmen, "der sich von seiner Gemalin trennen wolle, weil er sie der Blutschande, mit ihrem eigenen Bruder begangen, anklagen müße, und daß er sich mit Waldraden schon lange zuvor verlobt*) gehabt habe, ehe er von seinem Vater gezwun-

*) Andere sagen in Geheim vermält.

gezwungen worden sey, Thietbergen seine Hand zu reichen."

Es wurden falsche Zeugen vorgeführt, die alles bekräftigten, was der König bekräftigt wißen wollte.

Die versammelten Väter kreuzigten und segneten sich und luden die Königin vor ihr Tribunal.

Sie wurde über die vorgebrachten Beschuldigungen befragt. Sie läugnete. Sie wurde mit den Zeugen konfrontirt. Sie betheuerte ihre Unschuld. Die Zeugen beharrten bei ihrer Aussage und schwuren ihr die Unschuld ab. Die Königin bestund durch einen Anwald, wie es damals wohl angieng, eine Unschuldsprobe dadurch, daß dieser mit unversehrten nackendem Arm einen geweihten Ring aus einem mit heißen Waßer angefüllten Gefäße heraus holte, und ihre Unschuld war erwiesen. Aber der König haßte sie, berufte eine neue Synode zusammen, und Thietberge durch Drohungen

oder Bitten bewegt, gab schriftlich das Geständniß getriebener Blutschande von sich.

Darauf wurde die Königin von **Lothar** geschieden; er überlies sich seinen Empfindungen gegen die schöne **Waldrade**, ohne Zurückhaltung, und **Thietberge** mußte Kirchenbuße thun.

Aber damit allein war **Waldrade** noch nicht zufrieden; sie wollte Königin seyn, und ihren Kindern die Sukzession im väterlichen Reiche sichern. Sie steckte sich abermals hinter den Hofkaplan, und der wußte dem König so viel über diesen Punkt zu sagen, daß dieser sogleich wieder eine Versammlung seiner Prälaten nach **Aachen** zusammen rufte, und dort die Erlaubniß erhielt, um Kronerben dem Lande zu schenken, zu einer zweiten Vermälung schreiten zu können.

Der Bischof von Metz schickte nun sogleich seine Nichte **Irmengard** dem Könige zu, aber er erhielt sie, so wie sie angekommen war, zurück, und **Lothar** vermälte

sich

sich zu **Saverne** öffentlich mit Waldraden,*) nachdem diese neue Versammlung von erkauften Bischöffen, ungeachtet **Thietberge** ihr Geständniß widerrufte, ihm die Erlaubniß dazu gab.

Die verstossene Königin begab sich zu ihrem Bruder, der **Ludwig den Teutschen** und **Karl den Kahlen** um Hülfe anflehte, seiner Schwester angethane Schmach zu rächen, die sich auch sehr bereitwillig finden ließen, unter einem guten Vorwand ihren Neveu, dem König Lothar ins Land zu fallen.

Se. Heiligk. Papst **Nikolaus I.** wollte nicht, daß unter den Herren Vettern ein Krieg ausbrechen sollte, in welchem vielleicht **Lothar** gar um sein Land kommen könnte, und schickte auf Anstiften des Bischofs **Hincmarus** zu Rheins, einen gewißen **Arsenius** in der Qualität eines Legaten ab, die Sache, wo möglich, unter den gekrönten Häup-

*) Im Jahr 863.

tern in Güte beizulegen. Zugleich that der Papst die Prälaten in den Bann, die sich erkühnt hatten, den König von Thietbergen zu scheiden, und vernichtete ihr heiliges Gutachten.

Die Bischöffe **Gontier** und **Thietgaud** begaben sich zum Kaiser **Ludwig**, dem Bruder des Königs **Lothar**, schrieben Sr. Heiligkeit einen sehr impertinenten, mit Schimpfworten angefüllten Brief, thaten ihn vergeltungsweise gleichfalls in den Bann, und exkommunizirten den, der sie Kraft seiner Macht, exkommunizirt hatte, mit weniger Befugniß, aber mit grösserer Kühnheit. Zugleich verbanden sie sich mit dem **Erzbischof Johann in Ravenna**, mit dem **Patriarchen Phozius in Konstantinopel**, und der Kirche stund ein gefährliches Schisma bevor, das durch eine illegitime Ehescheidung bewürkt worden wär, hätte nicht der Himmel der gerechten Sache beigestanden, und die Herren Prälaten nach und

nach

nach wieder zur Erkenntniß ihres Fehlers, der päpstlichen Autorität, und Unterwürfigkeit gebracht, denn schon trug **Hilduin**, Gontiers Bruder, den Bannbrief mit unerhörter Kühnheit selbst, von einer Anzahl Bewaffneter begleitet, nach Rom, legte ihn auf das Grab des heiligen Peters und schlug sich durch die Römer durch, die ihn fangen wollten.

Als nun aber endlich diese Angelegenheiten wieder in Ordnung gebracht worden waren, kam der Legat **Arsenius** wieder nach **Metz**, *) und befahl dem König, im Namen des Stadthalters Christi und des sichtbaren Oberhauptes der Kirche, seine verstoßene Gemalin wieder zu nehmen und Waldraden zu verstoßen.

Zugleich, damit er in dieser delikaten Sache nichts versehen, nicht irgendwo anstossen möchte, berufte er alle französische Bischöffe und Prälaten zusammen, den König

*) Im Jahr 864.

nig zu vermögen Thietbergens Unschuld anzuerkennen und das gegebene Skandal zu vernichten. — Die geistlichen Herren beschlossen, der Legat solle dem Könige erstlich zureden, und wolle die Güte nichts verfangen, ihn im Namen des heiligen Vaters zu Rom, zu exkommuniziren.

Der König wurde wirklich ein wenig in die Enge getrieben, versprach dem Legaten Besserung, wie auch die Wiederannahme seiner Gemalin **Thietberge**, begab sich zum Zeichen der Erfüllung des Versprechens mit ihr im königlichen Schmucke in die Kirche, wo der Legat Messe las und versprach Walbraden zur Verantwortung, mit ihrer Vertrauten **Angeltrude**, Tochter des Grafen **Mainfroy**, nach **Rom** zu senden, wohin sie zu Abbüsung ihrer Sünden, vorbeschieden war.

Angeltrude war ihrer eigenen Angelegenheiten wegen verbunden, die Reise mit dem Legaten nach Rom zu machen, denn sie

war

war exkommunizirt, weil sie ihren Gemal **Boso** verlassen, mit seinem Vasallen **Auger** liederlicher weise die Ehe gebrochen und diesen widerrechtlich geheuratet hatte. Aber die liebevolle Büßerin sah kaum die Alpen, als sie wieder umkehrte, den Legaten heimlich verlies, in die Arme ihres Geliebten zurückeilte, und seine Umarmung, der Vergebung ihrer Sünden vorzog.

Lothar war eben so standhaft in seiner Entschließung. Kaum hatte der Legat den Rücken gewendet, so schickte er die gute **Thietberge** wieder fort, und erneuerte seinen zärtlichen Umgang mit Waldraden.

Diese war im Begrif nach Rom zu gehen, *) als der König den Abend vor ihrer Abreise in ihr Zimmer trat.

*) Andere sagen, sie seye schon bis Pavia gekommen, heimlich aber von Lothar zurück gerufen worden.

Waldrade. Lothar! du kömmst mir Lebewohl zu sagen. Ach! hättest du mir diese Szene erspart. Ich gehe — ich verlaße dich, weil ich muß, weil du haben willst, daß ich dich verlaßen soll — aber immer wird mein Herz bei dir bleiben. Thietberge wird glücklicher seyn als ich, und ich, die ich dich so innig liebe, werde mein Leben im einsamen Kloster vertrauern. — Leb wohl! noch diesen Kuß nimm von der unglücklichen Waldrade, der ein feindliches Geschick Liebe für dich ins Herz grub, — und vergiß mich.

Lothar. Ich, dich vergeßen? — Nimmermehr!

Waldrade. Leb wohl!

Lothar. Waldrade! o! meine Theure!

Waldrade. Leb wohl!

Lothar. Du gehst nicht —

Waldrade. Ich muß!

Lothar. Verlaß mich nicht!

Waldrade. Du willst es ja so haben.

Lothar.

Lothar. Nein, wahrlich! du darfst mich nicht verlaßen! Ich laße dich mir nicht entreissen.

Waldrade. Kränke mein Herz nicht mit Spott. Das wenigstens verdiene ich nicht.

Lothar. Spott? ich kenne keinen Spott, der dich betrift. Du bleibst. Du bist mein, und nichts soll dich von mir reissen. Ich habe dich verläugnet. Ich kehre wieder. O! vergieb dem Reuigen, der ohne dich nie glücklich seyn kann.

Waldrade. Längst habe ich dir schon verziehen.

Lothar. So bin ich glücklich!

Waldrade. Aber du wirst mich wieder von dir stoßen.

Lothar. Nimmer! nie!

Waldrade. Ach! mein Lothar! o! Seele meiner Seele! — Ich bleibe — ich bleibe bei dir, und mein Glück hat keine Grenzen.

Diese Nacht brachte alles wieder in Ordnung. **Waldrade** blieb Lothars Gemalin, **Thietberge** wurde zum zweitenmal verstoßen, und nahm wieder ihre Zuflucht zu König Karl den Kahlen in Frankreich, (nachdem sie vorher aus Zwang selbst an den Papst hatte schreiben und sich vor unfruchtbar ausgeben müßen,) der ihr auch Hülfe und Schutz versprach.

Er lies seinem Neveu wissen, daß er, nach damaliger Sitte, einen Kämpfer senden werde, *) Thietbergens Rechte mit dem Loos der

*) Eine damals übliche Gewohnheit, vermöge welcher Damen, Mönche, Prälaten, Unmündige, Klöster, Wittwen und Waisen, einen Ritter stellten, der ihre Rechte verfocht. Der Ausgang eines solchen Kampfes wurde als ein mittelbares Urtheil des Himmels angesehen und der Besiegte behielt unrecht. In Frankreich wurde ein solcher Verfechter champion genennt. Belege liefert die Geschichte häufig

der Waffen zu vertheidigen, und daß er sich fertig halten sollte, diesem Streiter gerüstet zu begegnen. Der Papst aber wollte nicht zugeben, daß die gerechte Sache der Königin dem ungewißen Zufall des Waffenglücks überlaßen würde, und lies dem Könige wißen, daß er es lieber sähe, wenn er die Sache auf eine andere Art beilegen oder endigen könne. — Der König, um Sr. Heiligkeit nicht zu mißfallen, versuchte was nur zu versuchen war, seinen Neffen zu bewegen, die verstossene Gemalin wieder in ihre Rechte einzusetzen, und zu sich zu nehmen, aber es war

häufig. S. *Gerdil* traité des combats Singuliers. Ueber deutsche Kampfordalien, S. Dreyers Samml. vermischter Abhandl. I. B. S. 139. Schmidts Gesch. der Teutschen. I. B. 1. Th. K. 12. II. B. K. 8. Grupen deutsche Alterthümer. S. 79. u. a. m. In England erhielten diese gewöhnlichen Kämpfe sich am längsten. Sie kommen daselbst noch 1609. 1631. 1638. vor.

war alles umsonst. **Lothar** wollte nichts von Thietbergen wißen und blieb Waldraden zugethan.

König Karl wollte die Sache nicht ernstlicher betreiben, und **Thietberge** sah sich genöthigt bei ihrem Bruder **Hubert** Hülfe zu suchen, und des Königs Hof zu verlaßen, wo man nichts Entscheidendes vornahm ihre Rechte giltig zu machen.

Hubert lies Bitten und Unglück seiner Schwester sich zu Herzen gehen, sammelte eine Armee, fiel in König Lothars Staaten ein, nahm Städte und Oerter weg, und richtete allenthalben viel Unglück an. *)

Lothar rüstete sich eilig und gieng seinem Feinde mit einer Armee entgegen, die ihn angethanen Feindseligkeiten zu rächen. Er gieng über das Gebürge Jura, eine Diversion in Feindes Lande zu machen, aber das

*) Im Jahr 866.

das Glück war ihm nicht günstig. Dreimal wurde er gänzlich geschlagen und konnte nicht Meister auch nur eines einzigen Ortes in **Huberts** Gebiete werden.

Er übergab endlich das Kommando seiner Armee einem seiner Edlen Vasallen **Konrard** genannt, der seinem Könige und seiner Königin zu Liebe, Wunder der Tapferkeit verrichtete. Er benutzte verschiedene Vortheile, besonders die der Besetzungen enger Passagen, die der König nicht benutzt hatte, und es kam endlich zwischen ihm und **Hubert** bei **Orbe**, zu einer entscheidenden Schlacht.

Im Gewühle des Streites verrichteten **Konrard** und **Hubert** merkwürdige Thaten. Noch war der Sieg unentschieden, und so tapfer die Lothringer auch fochten, vermochten sie doch nicht Huberts Völker zum Weichen zu bringen, oder ihnen Vortheil abzugewinnen.

Da trafen **Hubert** und **Konrard**, Angesichts ihrer Krieger, zusammen.

"Auf mich! schrie **Konrard**; gegen mich, wende deine Lanze! gegen mich kehre dein Schwerd Ritter mit dem schwarzen Hebebusche, wenn du **Hubert** bist, wie dein Wappenbild sagt."

"Der bin ich!"

"Ich bin Konrard. — Unser Kampf entscheide den Sieg!"

Nun rennten sie hart aneinander. Lanzensplitter flogen genug umher, aber die Ritter saßen fest im Sattel. — Sie griffen zu dem Schwerde. Sie hackten ihre Klingen zu Sägen, und ihre Schilde dünner. Mit einem schrecklichen Hiebe fuhr Konrards Schwerd aus dem Heft. Behende nahm er die eiserne an seiner Seite hängende Streitaxt, hob sich auf seinem Rosse, ergrif sie mit beiden Händen und führte einen Streich nach Huberts Haupte, der ihn sogleich

gleich seitwärts vom Rosse stürzte. Eilig verlies er sein Pferd und ehe Hubert sich besinnen oder aufraffen konnte, rennte er ihm seinen Dolch bei den Fugen des Helmkragens, bis an den Heft, in die Gurgel.

Huberts Knappe schlug das heilige Kreuz über seinen Herrn, riß ihm den Helm vom Haupte und sah, daß er verschieden war.

Als Huberts Soldaten den Tod ihres Herrn vernahmen flohen sie und überliesen den Lothringern das Feld.

Thietberge vernahm die traurige Botschaft von dem Tode ihres Bruders kaum, als sie die väterlichen Gefilde eilig verlies, — sich in die ihr von K. Karl geschenkte Abtei eilig zurück begab, und wieder den Schleier nahm.

Der Papst that **Waldraden** in den Bann, und schrieb einen nachdrücklichen Brief an den König, ihn zu einer Aussöh-

nung mit Thietbergen zu bewegen. Aber er erlebte das Ende seiner Bemühungen nicht, und starb, ehe er Antwort von dem König erhielt. Er war der erste Papst, der die oberrichterliche Gewalt über die Bischöffe durch Absetzung und Bann gegen dieselben ausübte; der erste, der die Forderung, in Ehesachen Richter zu seyn, durchsetzte; der erste, der an Könige in gebietendem Tone *) schrieb. Ihm folgte **Adrian** II. in der päpstlichen Würde.

Alles war gegen **Waldraden**, und der päpstliche Bann, womit **Nikolaus** sie belegt hatte, war der empfindlichste Streich, den man ihr versetzen konnte.

Lothar wagte nicht, allen dem zum Trotz, sich wie vor und nach, zu ihr zu halten, und mußte ihren Umgang jetzt gänzlich entbehren, doch gab er sich Müh den neuen Papst,

*) "Aliter autem, schrieb er, fieri mutuam vestrum separationem *prohibemus*."

Papst, der von gefälligerer Denkungsart als sein Vorfahr war, auszusöhnen. Kaiser **Ludwig II.** bat selbst vor, und **Adrian** hob endlich den Bann auf, der **Waldraden** drückte, aber das that er nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie sich alles Umgangs mit dem Könige enthalten müße.

Lothar glaubte vielleicht mehr zu erhalten, wenn er sich selbst nach **Rom** begäb, und machte sich dahin *) auf den Weg, doch gieng er vorher zu seinem Bruder Kaiser **Ludwig II.** der sich damals, wegen dem Kriege mit den Sarazenen, in Benevento befand, und bat um seine Vorsprache bei dem Papste. Er machte ihm anfänglich keine Hofnung dazu, aber die Kaiserin lag ihrem Gemal so lange an, bis er eine Zusammenkunft des Papstes mit dem König **Lothar** auf Monte Cassino bewürkte, wohin die Kaiserin selbst ihn begleitete.

Der

*) Im Jahr 869.

Der Papst lies sich bewegen, dem Kö=nige zu versprechen, daß die Sache noch einmal durch eine Versammlung der fränkischen Bischöffe untersucht werden sollte. Auf sein Verlangen und die Vorsprache der Kaiserin, las er ihm die Messe und reichte ihm das Abendmal, doch sagte er, als er ihm die Hostie darreichte, daß er sich nicht unterstehen solle, dieselbe zu empfahen, wenn er sich nicht seit des gegen Waldraden ausgesprochenen Bannes, ihres Umgangs enthalten habe, und wenn es nicht sein fester Vorsatz sey, sich nie wieder mit ihr zu verbinden.

Der König näherte sich ihm, sagt man, mit guten Gewißen, und empfieng die Hostie.

Die Kaiserin begab sich zu ihrem Gemal, der Papst nach Rom zurück, und **Lothar** folgte ihm.

Kein römischer Geistlicher begleitete ihn, als er seine Andacht beim Grabe des heiligen

gen Peters verrichtete, keiner gieng ihm entgegen als er kam, seine Zimmer, die er bewohnen wollte, waren nicht einmal in Ordnung gebracht.

Den Tag nach seiner Ankunft, (es war ein Sonntag,) machte er sich Hofnung die Messe noch einmal vom Papst zu hören, er schlug es ihm aber ab. Dennoch besuchte **Lothar** den Papst in seinem Pallast, und erhielt abermals die Versicherung von ihm, daß seine Sache durch eine Versammlung fränkischer Bischöffe untersucht, und durch die Mehrheit der Stimmen entschieden werden solle.

Hierauf trat **Lothar**, eines Fiebers ungeachtet, das ihm heftig zusetzte, seine Rückreise an, aber zu **Piacenza** wurde die Krankheit zu heftig, und er starb daselbst.*)

*) Am 8. August. d. J. 869.

Es giebt Kronikenschreiber, die seinen Tod einer ansteckenden Krankheit und dem geoffenbarten Gerichte Gottes zuschreiben.

Nach andern damaligen Schriftstellern soll keiner von seinem Gefolge, die mit ihm frevelhaft das Abendmal, ungeachtet der Warnung des heiligen Vaters, genoßen, das folgende Jahr erlebt haben. Diejenigen blos, die damals auf des Papstes Warnung zurüktraten, sollen von der ansteckenden Krankheit verschont worden seyn.

Man erinnere sich, daß die damaligen Kronikenschreiber **Mönche** waren!

Thietberge beschloß ihr Leben, ohne daß sie Kinder gezeugt hatte, man weis nicht in welchem Jahre, im Dunkeln des Klosters der heiligen Glodesinde zu **Metz**, als Aebtissin.

Wal-

Waldrade war sehr bekümmert und gebeugt, als sie des Königs Tod erfuhr. Sie soll ihren Schmerz sehr lebhaft geäusſert haben, und war nach einigen Schriftstellern, kaum zu trösten.

Ihr mit **Lothar** erzeugter Sohn, **Hugo**, war von seinem Vater zum Herzog von Elsas ernennt worden, und ihre Tochter **Gisla**, wurde in der Folge an **Gottfried**, einen König der Normänner, vermält, der zur Christenheit übertrat.

Waldrade sah mit dem Tode des Königs alle ihre Hofnungen und Freuden auf dieser Welt zu Grabe gehen. Das Steuerruder ihres Liebesglücks war zertrümmert, ihre schönen Hände führten nicht mehr die lockende Palme der Minne, und griffen, wie es damals Brauch und Sitte war, zum Kruzifix und Paternoster. Sie endigte den verliebten Roman ihres Lebens, als — Betschwester, ausserhalb der Welt,

 in

in düsterer Abgeschiedenheit von derselben, und starb endlich im Kloster Remiremont, nachdem all' ihre Reitze unter dem neidischen Schleier verblüht waren, so andächtig, wie möglich, als Nonne.

III.

Richilde.

Karl der Kahle, König in Frankreich, hatte sich mit Irmentrud, einer Tochter Vodo,†) des Grafen von Orleans, der unter der Regierung des Vaters*) des Königs, als Schatzmeister sehr reich geworden war, vermält.**) Mit dieser Gemalin lebte er sehr wohl und zufrieden, und war so gefällig, ihr nie den Unterschied ihres Standes von dem seinigen empfinden zu laßen.

Irmentrud war nicht minder mit ihrem Gemal zufrieden, und vergalt ihm seine Liebe mit erprobter Treue und Zärtlichkeit.

Einige Jahre nach dem Entschluß der Königin Thietberge, in Rom den Nonnen-

†) Otto.

*) König Ludwig der Fromme.

**) Im Jahr 869.

schleier zu nehmen, wie die Leser wißen, kam ihre Nichte **Richilde** *) an den königlichen Hof und suchte Schutz bei der Königin. — Die Königin nahm die Lage des guten Fräuleins sehr zu Herzen, gab ihr die Stelle einer Hofdame, beehrte sie mit ihrem Zutrauen, schenkte ihr ihr ganzes Wohlwollen und suchte sie für die Tücken des Schicksals schadlos zu halten.

Dem König gefiel **Richilde** nicht weniger, und je öfter er sie sah, je mehr wuchs in seinem Herzen Wohlwollen und Gefallen, die sich endlich in etwas mehr, nemlich in **Liebe**, gegen das schöne Fräulein verwandelten.

Richilde war etwas klein und zart, wußte sich mit viel Anmut zu kleiden, bezauberte jederman durch ihre geistreichen Gespräche, und entzückte durch ihre reizende Artigkeit. Aber in ihren schwarzen Augen

thronte,

*) Eine Tochter Bovins des Grafen von Ardennes.

thronte, wie auf ihrem ganzen Gesicht, stille Schwermut. Ihr Antlitz glich dem nächtlichen Himmel, an welchem der Mond in feierlichem melankolischen Glanze sein umschleiertes Haupt erhebt.

In den Augen ihrer Liebhaber, lieh diese sanfte Schwermut ihr doppelte Reitze, und der König wurde dadurch selbst in eine Art von stiller behäglicher Empfindung gewiegt, die ihn um Richilden willen, zwiefach angenehm war. Seine Zuneigung vergrößerte sich, seine Liebe wurde stärker, und die Empfindungen seines Herzens forderten ein Geständniß derselben.

Es war eine schöne Mondnacht. — **Richilde** wandelte zwischen duftenden Orangen Bäumen auf dem breiten Balkon des Schlosses umher. Ihr Antlitz schien verklärt, und in ihren Thränen spiegelte der Mond sein vollwangichtes Gesicht.

Karl sah sie umher wandeln, warf einen Mantel über, gieng hinaus auf den

Balkon

Balkon, und nahte sich ihr mit unbeschreiblich viel Empfindung.

Richilde sah einen Verhüllten auf sich zukommen, blieb bei einem Granatbaum stehen und fragte mit bebender Stimme: "wer da sey?"

Karl. Ein Mensch naht sich einer Göttin —

Richilde. Die Stimme des Königs!?

Karl. Ich bin der König.

Richilde. Wollt ihr zur Königin?

Karl. Ich wollte Euch sagen, daß es mir vorkömmt, als wandelte die reizende Luna hier auf dem Balkon —

Richilde. Ihr scherzt!

Karl. Luna liebte den Endymion, und ein König liegt hier zu Euren Füssen.

Richilde. Steht auf! die Nacht hat Augen —

Karl. Die nicht so reizend stralen, wie die Eurigen.

Richilde. Steht auf! — es könnte jemand irgendwo lauschen — an einem Fenster stehen —

Karl. Sie schlafen alle ruhig, die in diesem Schlosse wohnen. Nur **mir** raubt die Liebe Ruh und Schlaf. O! Richilde! könntet Ihr für mich empfinden, was ich für Euch empfinde, ich wär ein beneidenswerther Mann.

Der König stieg auf, ergrif Richildens zitternde Hand, und drückte einige Küsse mit brennenden Lippen darauf.

Richilde. Wie könnt ihr doch mit **mir** von Liebe sprechen?

Karl. Wie könnte ich mit **Euch** von etwas andern, als von **Liebe** sprechen?

Richilde. Ich bin die Anverwandte der unglücklichen Thietberge —

Karl. Die glücklicher als diese seyn wird, wenn sie nicht ein Herz verschmäht, das nur für sie allein schlägt.

Richilde. Wollt Ihr Euch nicht der Unruhen erinnern, die des Königs Lothar Liebe zu Waldraden verursachte?

Karl. Waldrade hat kein Recht sich mit Richilden zu vergleichen.

Richilde. Wie könnte ich eine Königin kränken, die so edel, so gnädig, die wie eine zweite Mutter an mir verwaisten Mädchen handelt? wär es nicht schändliche Undankbarkeit ihr einen Gemal zu entreissen, den sie liebt? — Mein Herz kennt kein Glück, das sich auf Unglück meiner Wohlthäterin gründet.

Karl. Und Richilde könnte ohne Erbarmen mich einen Raub meiner Flammen werden sehen? — Nein! sie ist nicht so grausam, als sie schön ist. — Dankbar ist Richilde, und ihr König, jetzt ihr feurigster Liebhaber, macht kühn, von der Güte ihres Herzens überzeugt, Ansprüche auf diese Dankbarkeit.

Richilde. Auch meiner Königin bin ich diese schuldig. — Glaubt Ihr an die Tugend

gend Eurer Gemalin, ist diese dadurch Euch werth, o! so gewährt **mir** gleiches Recht. Ich bin arm —

Karl. Bedient Euch meiner Schätze —!

Richilde. Ich bin unglücklich —

Karl. Ein König will Euch glücklich machen —

Richilde. Mein ganzer Reichthum ist meine Tugend. Erlaubt mir, daß ich diesen meinen einzigen Schatz, das beste Kleinod meines Lebens, für einen Mann aufbewahren darf, deßen Gattin ich nicht durch Aufopferung derselben kränke, deren Wohlthaten ich dadurch nicht mit schwarzen Undank belohne. Euer Herz muß mir Recht geben, oder ich bin von Euch verkannt, was mich noch mehr schmerzen muß! — Bleibt mein gnädiger König —

Karl. Ihr sucht den **König**, wo Ihr den **Geliebten** finden sollt? — Ich kann nicht irren. Eure Schwermut, Eure Reden! — es ist gewiß! ihr liebt einen andern, als mich.

Richilde. Nein!

Karl. Läugnet nicht, Euer Betragen straft Euch der Unwahrheit. — Nennt mir den Namen des Glücklichen.

Richilde. Ich liebe nicht.

Karl. Fürchtet nichts. Um Euertwillen soll er mit Schätzen und Gütern von mir überhäuft werden. — Wer ist der, den Ihr liebt?

Richilde. Ich liebe nicht.

Karl. Richilde! Richilde! — wenn Ihr mich hintergeht —

Richilde. Ihr verkennt mich wirklich!

Karl. Ich verkenne euch nicht, aber Ihr verkennt mich, mein Herz, und Euer Glück.

Der König gieng und lies Richilden in keinem beneidenswerthen Zustand zurück. — Sie gieng auf Ihr Zimmer. — Sie bewegte die Worte des Königs in ihrem Herzen, sie fragte sich selbst, und mußte sich gestehen, daß des Königs Anerbietungen und seine Liebe, ihr nicht gleichgiltig seyn konnten.

Dank.

Dankbarkeit, Empfindung des Unrechts, Stolz, weibliche Eitelkeit, und Gefühl für Ehre, stritten in ihrer Seele miteinander, wie die Elemente im Chaos. — Die Nacht war durchwacht und in ihrer Seele stund der Entschluß fest, — den König zu meiden.

Aber der König konnte Richilden nicht meiden, und so oft er sie allein sprechen konnte wiederholte er, was er ihr schon vielmal gesagt hatte.

Richilde widerstund allen seinen Anträgen lange und standhaft, aber sie war ein **Weib**, Karl war ein **König**, er war ein Mann, deßen Gestalt Eindruck auf Weiberherzen machen konnte; er war liebenswürdig, zärtlich, bescheiden, er schwur ihr so vielmal Liebe, daß sie endlich nachgeben und ihm glauben mußte. Richildens schwache Stunde nahte sich, als sie es am wenigsten vermutete, sie wurde besiegt, als sie zum Widerstand am mutigsten zu seyn glaubte, und die Liebe feierte eins ihrer schönsten Triumffeste.

 Karl

Karl war glücklich in den Armen der sanften **Richilde**, aber die Delikatesse der Königin wurde sorgfältig geschont.

Der König lies seiner Gemalin nicht empfinden, daß eine andere sein Herz besas, und **Richilde** hielt alles so geheim, daß die Königin bis an ihr Ende nicht erfuhr, daß ihres Gemals Herz im Stillen für ihre Hofdame schlug. Sie glaubte sich allein geliebt, und gieng mit diesem Glauben in eine andere Welt über, wo sie vielleicht mehr sah, als auf Erden.

Der König liebte **Richilden** viel zu aufrichtig, als daß er nicht nach dem Tode seiner **Irmentrud** ihre Wechselliebe hätte belohnen sollen. Er reichte ihr die Hand. **Richilde** wurde Königin und seine Gemalin; und wir haben nicht Ursach an ihrer Dankbarkeit zu zweifeln.

IV. Alma=

IV.

Almafrede.

Von dem Könige Hugo Capet in Frankreich kann man nicht sagen, daß er sich besonders viel aus den Damen gemacht und viele remarkable Liebeshändel bestanden habe, aber sein Sohn Robert auch nachher König, liebte und wurde wieder geliebt, stärker als sein Vater.

Er hatte einen Günstling Hugo de Beauvais genannt, der bei seinen Partheien sein Begleiter, der sein Vertrauter und Rathgeber bei allen war, was er that und unternahm und seiner engsten Vertraulichkeit gewürdigt wurde. Wenn es erlaubt ist, sich des Ausdrucks zu bedienen, wenn ein großer Herr ins Spiel kömmt: sie lebten wie Brüder, und hatten keine Geheimnisse für einander. Daher kam es, daß Hugo Roberten auch kein Geheimniß aus einer Lieb-

Liebschaft machte, die er eben damals mit der schönen Almafrede *) der Tochter des Grafen von Nogent hatte, und die ihn so zu kirren wußte, daß er eben im Begriff war, sie zu heuraten, **) als Robert sie kennen zu lernen begehrte.

Hugo reiste mit ihm nach Nogent. — Robert sah das Fräulein, wurde entzückt, fand sie angenehm, unterhaltend, reizend, liebenswürdig, liebte sie, und wünschte in dem Besitz ihrer Liebe zu seyn. Das merkte Hugo

*) Andere nennen die Schöne, vielleicht richtiger, Amalfrede. Ich habe mich an die Benennung Almafrede deswegen gehalten, weil der Verfasser der Intrigues galantes de la Cour de France etc. Cologne 1695. sie so nennt. Er hat ihr im Ersten Theil seiner Liebesgeschichten, S. 70. 71. 72. einen kleinen Artikel gewidmet, und sie Almafrede nach den Romanzen der Provençalen genennt.

**) Im Jahr 996.

Hugo aber nicht eher, bis es ihm Robert selbst sagte, wiewohl es Almafrede gar wohl merkte; denn in diesem Punkte sind bekanntlich die Damen viel einsichtsvoller, als wir armen Männer.

Sie waren auf der Rückreise von Nogent. Schon waren sie über eine Stunde geritten und Robert hatte sehr wenig gesprochen, das konnte Hugo nicht ertragen.

Hugo. Prinz, ich befürchte —

Robert. Was?

Hugo. Ihr wollt ein Schüler des Pythagoras werden. Euer Stillschweigen —

Robert. Das hat wahrhaftig einen andern Grund, als den, den du angiebst.

Hugo. Und der wär?

Robert. Ich bin verliebt.

Hugo. Scherz bei Seite!

Robert. Ich scherze nicht.

Hugo. Ihr, verliebt?

Robert. So sehr, als man es nur seyn kann.

Hugo. Und Ihr seyd so geheimnißvoll gegen mich! — Ist es schon lange her, daß Ihr verliebt seyd?

Robert. Meine Liebe hat eine sehr neue Existenz. — Es ist gar nicht lange her, daß ich verliebt bin, und daß ich noch nicht war.

Hugo. Ihr sprecht sehr räthselhaft!

Robert. Wenn ich deutlicher spräch, würdest du sehr erstaunen.

Hugo. Erstaunen?

Robert. Mich vielleicht haßen. —

Hugo. Haßen?

Robert. Und doch muß ich dir's gestehen. Ach! Hugo! ich bin in deine Braut verliebt.

Hugo. Ihr seyd bei Laune! Ihr wollt mich eifersüchtig machen.

Robert. Wenn ich scherze, wenn es nicht wahr ist, was ich sage, so will ich nie König werden.

Hugo. Nun! beim heiligen Georg! das ist sonderbar!

Robert. Bist du mein Freund?

Hugo. Ich denke, das wißt Ihr so gut, wie ich.

Robert. Wirklich mein Freund?

Hugo. Wollt Ihr mir Beweise abfordern?

Robert. Tritt mir deine Braut ab.

Hugo. Treibt den Scherz nicht zu weit.

Robert. Bei meiner Ehre! ich scherze nicht.

Hugo. Ihr legt mir eine starke Probe auf. Erlaßt sie mir, es ist besser für uns beide.

Robert. Ich bin unglücklich, wenn du mir Almafreden nicht abtreten kannst.

Hugo. Aber, mein Gott! —

Robert. Sieh, ich will dich mit Schätzen und Gütern überhäufen, will dir alles

 geben,

geben, was du haben willst, will deine kühnsten Forderungen willig befriedigen, und kann ich es jezt nicht thun, so werde ich es als König thun, — aber Almafreden tritt mir ab.

Hugo. Es wär wahrhaftig ein Meisterstück der Komplaisançe, wenn ich das thät.

Robert. Und du willst?

Hugo. Wenn Sie will — so —

Robert. Freund! — wir kehren nach Nogent um.

Hugo. Aber Almafrede —

Robert. Das ist meine Sorge.

Hugo. Beim heiligen Georg! sie hat Euch gewiß schon Hofnung gegeben?

Robert. Das eben nicht —

Hugo. Aber Ihr habt doch Anzeigen, daß es ihr nicht mißfallen wird, einen Kronprinz zum Liebhaber zu haben?

Robert. Ich denke! —

Hugo. O! so kehren wir um! besser jetzt, als wenn sie mein Weib wär, und Euch lieber säh, als mich. Jetzt ist die Sache noch ins Reine zu bringen, und allenfalls kann ich sie vergessen, wenn sie **mich** vergessen kann — also — fort nach Nogent.

Nun sage mir einer noch, daß Liebe stärker als Freundschaft sey! —

Sie kehrten um und kamen nach Nogent zurück. — **Almafrede** konnte sich die Ursach ihrer Rückkehr nicht erklären. — **Hugo** begab sich mit seiner Herzgeliebten in ein Zimmer.

Hugo. Du liebst mich?

Almafrede. Du fragst noch?

Hugo. Liebst mich so, daß du neben mir, keinen andern Mann lieben kannst?

Almafrede. Wozu diese sonderbare Frage?

Hugo. Beantworte sie.

Almafrede. Ich liebe nur dich.

Hugo. Könntest du nicht auch den Kronprinz lieben?

Almafrede. Wenn ich dich nicht liebte —

Hugo. So liebe ihn!

Almafrede. Wie?

Hugo. Er liebt dich, er wünscht von dir wieder geliebt zu werden, und ich bitte dich; — liebe ihn.

Almafrede. Hugo! womit hab' ich diese Kränkung verdient?

Hugo. Kränkung? — Ich müßte euch Weiber nicht kennen! — In deinen Herzen liegt der Keim der Möglichkeit, ihn zu lieben, und dort liegt auch der Wille und die That. — Hier ist er selbst.

Hugo verlies das Zimmer und Robert trat herein. Almafrede that, als wenn sie böse wär, aber sie war es eigentlich nicht. Sie spielte die Spröde, aber blos um den Prinzen in einer Situation zu sehen, die den Trinmf der Weiber so

sehr

sehr vermehrt. Sie sah Roberten zu ihren Füssen, mit all seiner Stärke, in seiner grösten Schwäche, und ergab sich, als sie ihn als bittenden Sklaven in ihrem Netze sah.

Sie sahen sich nicht nur einmal, sie sahen sich oft und **Robert** spielte nicht immer den bittenden Liebhaber.

Die Folgen ihrer Liebe und ihrer öftern Zusammenkünfte wurden bald sichtbar. **Almafrede** wurde Mutter eines Sohnes von **Robert**, der **Amaury** *) genennt wurde, ein Band, das den Vater immer mehr an die geliebte Mutter des Kindes kettete, das mit jedem Tage liebenswürdiger und ganz das Bild seiner schönen Mutter wurde.

Inzwischen mußte **Robert** nach dem Willen seines Vaters dem Staate und der Politik auch ein Opfer bringen, da er deren so viele der schönen **Almafrede** und der

Liebe

*) Von ihm stammten die Grafen von Montfort ab.

Liebe gebracht hatte, und mußte sich mit **Luitgard** *) der Wittwe des **Grafen von Flandern** vermälen, die nichts weniger als schön war, und eine ziemliche Anzahl Jahre auf dem Nacken hatte. — Demungeachtet war sie eifersüchtig, eben weil sie selbst nicht mehr Anlaß zur Eifersucht geben konnte, denn eins von beiden ist immer der Fall bei den Weibern, und **Robert** mußte seine Verbindung mit Almafreden sehr geheim halten. Das geschah, und **Luitgard** starb, ohne daß sie Licht in dieser Sache bekam.

Nach ihrem Tode sah sich **Robert**, trotz seiner fortdauernden Anhänglichkeit gegen Almafreden, nach einer zweiten Gemalin um, und reichte ihr seine Hand. Diese war **Bertha** die Schwester des Königs

Raoul

*) Der Verfasser des angeführten Buchs: Intrigues galantes etc. schreibt ihren Namen Leutgard. Ich bin hier andern Historikern gefolgt.

Raoul des Faulen, (oder Trägen) in Burgund, auch eine Wittwe, Eudes I. eines Grafen von Chartres, eine Dame, die schöner, aber nicht reicher als seine erste Gemalin, und nicht um die Hälfte so schön, wie Almafrede war, ob sie gleich eben so zärtlich, wie diese gewesen seyn soll.

Sie waren kaum vermält, als von Rom aus, ein schreckliches Gewitter sich über ihrem Ehehorizont zusammenzog, und unter Papst Silvesters II. Direktion unmittelbar mit den Schwefelqualen der Exkommunikation in die Ehefreuden einschlug; und das zwar deswegen, weil Bertha eine Blutsverwandte von Robert war, und dieser bei Sr. Heiligkeit nicht um Dispensation und Erlaubniß nachgesucht hatte, sich mit seiner so naheverwandten Nichte, auf Unkosten des Heil. Ehestandes, vergnügen zu dürfen.

Robert mokirte sich anfangs sehr darüber, daß der Papst ihn in den Kirchenbann mit so vielfachen Malediktionen gethan

hatte,

hatte, meinte, er hätte seine Zeit wohl besser anwenden können, und verlachte seine Bemühungen und seinen Zorn.

Das päpstliche Interdikt in der Hand, kam er in das Zimmer seiner Ehehälfte.

Robert. Hier, lies und erstaune.

Bertha. Mein Kind, du weißt ja, daß ich nicht lesen kann. *)

Robert.

*) Das darf meinen Leserinnen nicht auffallen; die größten Herren konnten damals kaum ihren Namen durch ein Blech krizeln, in welches derselbe eingeschnitten war, und bis zum Lesen, brachten es die wenigsten. Lesen und Schreiben galt damals oft noch vor Gelehrsamkeit, und ein heutiger Kanzlist, hätte damals vor ein Licht des Vielwissens gegolten. Diese Gelehrsamkeit, war in die Klöster verbannt, wo die Mönche Messen lasen von welchen sie oft auch keine Silbe verstunden, und die Mehrgelehrten Urkunden aufsetzten, die Kaiser und Könige mit

ihren

Robert. Nun, so will ich dir sagen, daß es Sr. Heiligkeit eingefallen ist, uns zu verbieten, uns nicht ehelicherweise lieb zu haben, weil wir Blutsfreunde sind.

Bertha.

ihren Siegeln zur Giltigkeit stempelten. Es war also kein Wunder, wenn Damen nicht lesen konnten, die damals nicht so elegant, wie zu unsern Zeiten, erzogen wurden. Oft mußten die Beichtväter Liebesbriefe für ihre hohen Beichtkinder schreiben, und diese mußten sich auf Treu und Glauben die Antworten darauf vorlesen laßen. In diesen traurigen Fall werden heutiges Tags die Weiber von Erziehung schwerlich kommen; und in dieser Rücksicht hat das schöne Geschlecht in unsern aufgeklärten Zeitalter, einen großen Vorzug vor ihren Mitschwestern jener finstern Jahrhunderte, wo die Damen zwar eben so sehr, und eben so gut wie jetzt, aber doch nicht mit so viel Methode, wie jetzt, liebten.

Bertha. Du mein Gott! was kann die Blutsfreundschaft dazu?

Robert. Und ich bin wegen dem Schritt, den ich mit dir zum Traualtar gethan habe, förmlich exkommunizirt worden.

Bertha. Ach! das Unglück!

Robert. Die Exkommunikation soll nicht eher aufgehoben werden, bis ich dich wieder von mir gelaßen habe. Das ist nun vor der Hand mir nicht möglich —

Bertha. Aber exkommunizirt zu seyn! —

Robert. Kann ich deswegen weniger lieben als zuvor?

Bertha. Aber die Folgen —

Robert. Ich fürchte keine Folgen. Ich lache des Interdikts.

Bertha. Das thu doch ja nicht! Es ist ein schrecklicher Gedanke, im Kirchenbann zu seyn.

Robert lachte nur so lange, als es möglich war, zu lachen, als er aber den trau-

rigen Efekt der Exkommunikation sah, hörte er auf zu lachen. Kaum wurde bekannt, daß er sich im Kirchenbann befand, als jedermann seine Gesellschaft floh, und selbst Bertha, von ihrem Beichtvater mit ewiger Qual bedroht, sich seinen Umarmungen entzog. Roberts Hof wurde eine Einödde und seine Günstlinge waren insgesamt krank, wenn er sie zu sich rufen lies. Kaum drei Diener blieben um ihn, und diese warfen ihm die Speißen vor, wie man sie den Hunden vorwirft. Niemand wollte mit ihm essen, niemand leerte einerlei Becher mit ihm. Gieng er auf die Jagd, so gieng er allein, machte er einen Spaziergang, so flohen die Menschen vor ihm, wie vor einen Aussätzigen, und wenn er sich blicken lies, lief alles davon, als wenn eine Hyäne käm. Die Mönche schilderten ihn mündlich und schriftlich, *) wie

*) Von dem Romane: Robert le diable, den die Mönche, wie diese Herren damals zu thun pflegten, im Ausbruch der bittersten

wie einen Teufel; Nogent war für ihn verschloßen, und **Almafrede**, die sich indeßen der Gegenwart **Hugo's** erfreute, blieb seinen Augen, wie der Phönix den Augen der Naturforscher, unsichtbar.

Den Zustand konnte er nicht ertragen, er mußte sich also auf den Weg machen, zog nach **Rom** und bat den heiligen Vater um Aufhebung des Kirchenbanns, deßen schreckliche Folgen er jezt erfuhr. **Silvester II.** war so gnädig, ihn nach vielen Bitten und Geschenken, zum Heil seines exkommunizirten Daseyns, zu absolviren, aber seine eheliche Verbindung mit **Bertha** wurde getrennt.

Als er nun wieder kam in sein Land, und des Bannes entledigt war, kamen alle seine Hofleute, Diener und Anverwandte wieder zu ihm, **Almafrede** war seinen Augen

gen

tersten Galle zusammenschrieben, wollen wir den Lesern anderswo Rechenschaft geben.

gen wieder sichtbar, **Hugo** war kurirt, und Roberts Vater schlug seinem Sohne eine dritte Vermälung mit **Konstanze**, der Tochter **Wilhelms** des **Grafen von Arles**, und der Schwester des **Grafen Fulko von Ajou**, vor, die denn auch vollzogen wurde.

Endlich starb Roberts Vater und er kam zur Regierung. — Sogleich war er darauf bedacht seinen Günstling **Hugo** für die große Aufopferung, welche er ihm dargebracht hatte, zu belohnen. Dies geschah auch. **Hugo** wurde Oberrichter, Pfalzgraf seines Pallastes, Oberhofmeister, und sein erster Minister.

Hugo, der nun auch zugleich Maitre de plaisirs seines Königs war, stellte zu **Nogent** viele Lustparthieen an, bei denen **Almafrede** als Königin der Feste, sehr hervorstechend glänzte. Der König liebte sie immer sehr herzlich und **Hugo** hatte nicht Ursach sich über ihre Strenge zu beklagen, oder seine freundschaftliche Aufopferung zu bereuen.

Eine vorgebliche Unpäßlichkeit hielt ihn einst einige Tage zu **Nogent** zurück, als der Kö-nig schon wieder in die Residenz und in die Arme seiner Gemalin geeilt war. **Almafrede** wartete ihren ersten Liebhaber sehr sorgfältig, und beide bedienten sich der schö-nen Gelegenheit, sich ohne Zeugen zu sehen, sehr vortheilhaft.

Hugo. Ich denke, wir befinden uns wohl.

Almafrede. Das denke ich auch.

Hugo. Und wir würden uns schwer-lich so wohl befinden, wenn ich den Bitten des Königs nicht nachgegeben hätte.

Almafrede. In der That, ich hätte dich hassen können, wenn Du es nicht ge-than hättest.

Hugo. Ich wär ein sehr großer Narr gewesen, wenn ich mich hätte weigern wol-len, unser Glück zu befestigen.

Almafrede. Bleib nur immer so klug, wie Du warst, und nimm Dich besonders

zusam-

zusammen, wenn der König hier ist. Eifersucht könnte alles verderben.

Hugo. Ich liege nicht an dieser Krankheit, und der König glaubt, die Schwester des Grafen von Mallebois habe mein Herz gefesselt.

Almafrede. Scharmant!

Hugo. Ich sage dem Aefchen zuweilen etwas Artiges vor, wenn ich merke, daß es der König hören kann, und er glaubt, so gut wie sie selbst, ich sey zum Sterben in die Wachspuppe verliebt.

Almafrede. Daran thun sie beide sehr wohl! — Aber ich fürchte Konstanzen —

Hugo. Sey ohne Furcht; mit ihren polirten Sentiments, wird sie sich nie die Herrschaft über des Königs Herz erwerben, das Du durch ganz andere Mittel in Besitz genommen hast.

Almafrede. Aber der Reiz der Neuheit —

Hugo. Hat dir bisher noch keinen Abbruch gethan, und für die Folge weißt Du selbst zu sorgen.

Sie machten neue Plane, und Hugo kehrte zum König zurück, der die Zeit seiner Rückkehr kaum erwarten konnte. — Hugo trat in des Königs Zimmer.

Robert. Tausendmal willkommen! — Wärst du heute nicht gekommen, morgen wär ich in Nogent gewesen, und, krank oder nicht, Du hättest mit mir zurück reisen müßen. Mein Leben ist ein schwerer Traum, wenn Du nicht bei mir bist. — Was bringst Du mit?

Hugo. Tausend Grüße von Almafreden —

Robert. Und nicht Einen Kuß?

Hugo. Almafrede ist gegen mich sehr haushälterisch mit den Küssen, sie spart sie alle für Euch auf.

Robert. Die gute Seele!

Hugo. Sie winselt im Schlosse herum, daß es ein Jammer ist.

Robert. Was fehlt ihr?

Hugo. Könnt Ihr noch fragen? was ihr immer fehlt, wenn Ihr nicht bei ihr seyd: Eure Gegenwart.

Robert. Dieses zärtliche Verlangen macht mich glüklich. Ich will ihre Sehnsucht stillen. Mach Anstalt zu einer Jagdparthie, ich muß sie sprechen.

Hugo. Daß ich ihr doch das mit tausend Stimmen zurufen könnte!

Robert. Ich will sie überraschen, und wenn sie allein in trüber Schwermut bei dem Kleinen sizt, will ich mich ihr nahen, und Heiterkeit auf ihre Stirn küßen. — Ich muß sie sehen — mach Anstalt zur Jagd.

Die Königin hatte schon lange einen innerlichen Zorn auf Hugo, von dem sie wußte, daß er ihres Gemals verliebte Aus-

schweifungen begünstigte. Jetzt vernahm sie, daß es auf die Jagd gehen sollte, eilte zu ihrem Gemal, und bat, ihn begleiten zu dürfen.

Der König konnte ihr ihr Gesuch nicht wohl abschlagen, er sagte ihr; daß er sich herzlich freuen würde, in ihrer Gesellschaft auf die Jagd zu gehen, und gab seinem Günstling Befehl, Konstanzen nicht aus den Augen zu laßen.

Der Zug gieng nach dem Forst. **Hugo** blieb der Königin zur Seite, und der König verlor sich bald aus der Gesellschaft, um in **Nogent** glücklicher, als auf der Jagd zu seyn.

Es wurde gejagt. Der Abend nahte sich, die Jagdhörner ertönten zur Rückkehr, alle Jäger und Jägerinnen versammelten sich an dem bestimmten Orte, nur der König kam nicht. Man harrte lange, aber er kam nicht, und doch gieng die Sonne schon unter.

Die

Die Königin lehnte sich an eine Eiche und spielte mit ihrem Jagdspies. Die Hofleute flüsterten einander mancherlei zu, und die Damen wünschten, daheim zu seyn. **Hugo** gieng umher und suchte seine Verlegenheit, in die ihn der König wegen seines langen Aussenbleibens versetzte, mit allerlei erzählten Bon mots und Geschichtchen zu verbergen, über die er mehrentheils zuerst selbst lachte.

So oft er lachte, verzog die Königin das Gesicht und konnte ihren innerlichen Grimm kaum verbergen.

Je verlegener **Hugo** wurde, je lauter wurde er. Das Zischeln der Hofleute wurde stärker und die Damen — gähnten.

Konstanze. Hugo!

Hugo. Meine Königin?

Konstanze. Wo bleibt der König?

Hugo. Er jagt mit zu viel Leidenschaft und verfolgt ein Thier oft weiter,

als

als er sollte. Er hat vermuthlich die Spur —

Konstanze. Nach Nogent gefunden?

Hugo. Dort ist kein beträchtlicher Forst.

Konstanze. Aber ein Thiergarten —

Hugo. Das ich nicht wüßte.

Konstanze. Man füttert ja etwas dort, das einem Meerwunder ziemlich ähnlich sehen soll.

Hugo. Ausser dem Schloßgraben wüßte ich nicht einmal einen beträchtlichen Teich zu Nogent, auf welchem ein Wassergeschöpf leben könnte.

Konstanze. Es giebt Amphibien —

Hugo. Ja — Frösche, zum Beispiel —

Konstanze. Und Krokodille —

Hugo. Auch! wie ich von den Kreuzbrüdern gehört habe.

Kon-

Konstanze. Es sollen falsche Kreaturen seyn.

Hugo. Immer möglich!

Konstanze. Giebt's nicht auch Sperlinge in Nogent?

Hugo. In Menge!

Konstanze. Und Bulerinnen?

Hugo. Die giebt's wohl allenthalben.

Konstanze. Ihr saht ja einmal, wie man mir gesagt hat, die Besitzerin von Nogent gern?

Hugo. Es war einmal eine Zeit — ja!

Konstanze. Und warum jetzt nicht mehr?

Hugo. Man bleibt sich nicht immer gleich.

Konstanze. Ihr seyd ein sehr gefälliger Mann! schickt doch einen Boten nach Nogent, und laßt dem König sagen, es sey Zeit aufzubrechen.

Hugo. Wahrhaftig! ich glaube der Bote könnte mich eher beim heiligen Grabe, als den König in Nogent finden.

Konstanze. Ihr scherzt zur Unzeit mit Eurer Königin.

Hugo. Sollte ich das Unglück haben meiner Königin zu mißfallen, ich würde untröstlich seyn.

Konstanze. Heuchler! — Sagt, wo ist der König?

Hugo. Das weis ich nicht.

Konstanze. Ist er nicht in Nogent?

Hugo. Eher will ich glauben, daß der Alkoran das fünfte Evangelium ist.

Konstanze. Daß Ihr es wißt — ich weis alles.

Hugo. Ich weis nichts.

Konstanze. Der Zug soll aufbrechen. Der König wird schon nachkommen. Meint Ihr nicht?

Hugo. Sein Herz kennt den Weg zu seiner geliebten Gemalin.

Konstanze. Das sprach Hugo, der feine Herzenskenner seines Königs!

Die Königin wendete sich weg, bestieg ihren Zelter *) und der Jagdzug gieng ohne den König nach der Stadt zurück.

Um Mitternacht warf sich **Hugo** auf sein Roß und eilte nach Nogent, wo der König sich wohl befand.

Die Königin sandte einen getreuen Diener zu ihrem Bruder, lies ihm alles wißen, was ihr Herz kränkte und bat um seinen Beistand.

Fulko nahm die Klagen und Beschwerden seiner Schwester zu Herzen und lies ihr sagen, daß er ihr einige Leute senden werde, die von allen unterrichtet, ihre Befehle

*) d. i. ein Schimmel. Auf solchen Pferden ritten die Damen der Ritterzeiten.

fehle vollziehen sollten, und deren Schwerder ihr gegen den falschen Günstling des Königs dienen würden.

Der König hatte sich lange zu Nogent aufgehalten, und traf seine Gemalin in heftiger Bewegung an.

Konstanze. Der König vergißt, daß er mein Gemal ist.

Robert. Nie!

Konstanze. Er flieht mich —

Robert. Wie wär er bei Euch?

Konstanze. Und wie lange? Eine Stimme lockt ihn aus meinen Armen, die Stimme eines Weibes, die er mehr liebt als seine Gattin.

Robert. Chimären!

Konstanze. Wo wart Ihr?

Robert. In meinem Lande.

Konstanze. Solche Antworten verdienen Königinnen, verdienen Gemalinnen nicht,

nicht, die ihren Gemal so zärtlich lieben, wie ich Euch liebe. Daher kömmt meine Besorgniß. Liebte ich Euch weniger, ich würde nichts nach Eurer Abwesenheit fragen. Aber mein Herz kennt seine Pflichten.

Robert. Sag mir doch Hugo, wie stehts um unser Turnier?

Hugo. Es ist auf übermorgen ausgeschrieben.

Robert. Ihr, meine theuerste Gemalin, werdet die Preisaustheilerinnen wählen, und lieb wär es mir, wenn ihr selbst den ersten Dank*) des Turniers vergeben wolltet.

Der Tag des Turniers kam. Zu demselben waren zwölf Ritter gekommen, die **Fulko** seiner Schwester sandte. Sie sprachen

*) S. die erste Anmerk. S. 187. des II. Th. dieser Skizzen a. d. Leben galanter Damen.

chen mit der Königin, vernahmen ihren Willen, und schwuren ihr Treue und Ergebenheit.

Hundert und etliche Helme *) zogen in die Schranken, und das Turnier nahm seinen Anfang.

Hugo erschien in himmelblauer Rüstung auf der Bahn. Blau und Silber waren seine Decken, seine Schärpe, sein Wehrgehäng; die Livreen seiner Knappen und sein Helmbusch waren blau und weiß. Das war die Farbe der artigen **Emma**, der Schwester des Grafen von Mallebois. Durch dieses öfentliche Bekenntniß täuschte er den König wegen Almafreden, und erfüllte

*) Das heist in der Turnier- und Ritter-Sprache: Ritter. — Ueber die andern vorkommenden Wörter und Gebräuche beim Turnier, siehe im II. Th. dieser Skitzen rc. rc. die Anmerkungen Seite 182. 185. 186. 187. und im I. Th. S. 243. 244. 245. nach.

füllte Emmas Herz mit Entzücken. In seinem Schilde führte er das verschleierte Gesicht einer Dame, mit der Innschrift:

Ich kenne sie.

Almafrede kam nicht zu dem Turnier.

Der erste Ritter der Bahn war **Odier** mit dem Beinamen **der Starke**, **Graf von Chalons**, ein Mann, der des ritterlichen Kampfes wohl erfahren und an Stärke allen seinen Gegnern hier überlegen war. Er führte Lanze und Schwerd mit gleicher Geschicklichkeit, und sprang, wenn er sein Roß bestieg, ohne Bügel *) in den Sattel.

*) Es war ein grosser Beweis von Stärke, wenn ein Ritter in voller Rüstung sich, ohne sich der Bügel zu bedienen, zu Rosse schwingen konnte. Die alten Ritterbücher gedenken solcher Vorfälle, als Seltenheiten. Daher sagt auch der alte Dichter

Er warf zwanzig Ritter ab. Der erste Dank des Turniers wurde ihm zuerkannt, und er zog sich von der Bahn mit viel Ehre und Grosmuth zurück.

Hugo erkämpfte den zweiten Dank, und Hegewart, ein schottischer Ritter, erhielt den dritten Preis im hohen Zeuge.

Den

Dichter Eyring im III. Th. seiner teutschen Sprüchwörter S. 281.

"Drumb wer ein dapfer That verbringt,
Ohn Steigreiff in den Sattel springt,
Welches nichten ein jeder kann,
Ohn daß Wolf Dietrich hat gethan,
Wie man in einem Liedlein schon
Gesungen hat in süssem Thon:

Ohn Steigereiff der freye
Do in den Sattel sprangk,
Des sagt die schön Ameye
Ihme gar großen Dank

Welches man sonst von keim Helden list,
Dennoch von eim zu vnser Frist,

Von

Den ersten Dank vergab die Königin von Burgund, den zweiten **Konstanze**, den dritten, die vermeinte artige Ameye *) Hugo's **Emma**.

Die Königin war ausserordentlich verdrieslich, daß sie ihren Dank dem Manne reichen mußte, den sie als ihren größten Feind ewigen Haß und seinen Untergang

 geschwo-

Von Braunschweig Herzog Heinrich gnent,
Der solchen Sprungk auch vollendt,
Welches in dem Jahr nach Christo geschehn,
Tausend, fünffhundert vnd dann zehn."

Ueberhaupt war ein solcher Rittersprung etwas mehr als der Sprung eines Pläsants heutzutage, zu Pferde, und wär er auch noch so sehr im Voltigiren geübt.

*) Wirklich ein gar liebes, angenehmes Wort, statt: Geliebte. Dieses süsse Wort verdiente seines Wohlklanges wegen, besonders

geschworen hatte, und Hugo nahm ihn mit einer Art von Triumf aus ihrer Hand, die die Flamme ihres Zorns noch heftiger anfachte.

Sein Tod war beschloßen, und er fiel von den Schwerden der der Königin ergebenen Ritter, als er sich einst auf der Jagd verritten hatte.

Der König war ausser sich, als er die Nachricht von dem Tode seines Günstlings erfuhr. Er setzte Preise auf die Entdeckung der Mörder, aber er konnte sie nie erthei-
len,

ders von unsern Dichtern wieder aufgenommen zu werden. Wie schön klingt es nicht, zu hören:

Ewig dein,
will ich seyn,
freundliche Ameye mein!

Es liegt so viel Trauliches, Angenehmes in dem Worte, das sich besser empfinden, als beschreiben läßt.

len, um den Tod seines Favoritten zu rächen. Endlich brachte er so viel heraus, daß die Königin ihre Hand im Spiele gehabt hatte. Er zitterte vor gleicher Rache an seiner eigenen Person, und Almafredens Stern gieng mit Hugo's Tode unter.

Gram und Aerger trieb sie in ein Kloster, wo sie den Schleier nahm und den Himmel um Vergebung ihrer Sünden anflehte.

Fulko bekam Gewißensangst, und machte sich bittere Vorwürfe über den veranstalteten Meuchelmord. In einer Art von Verzweiflung nahm er das Kreuz, und gieng, sich selbst eine Strafe zu Büßung seiner Schuld auferlegend, mit Gottfrieds von Bouillon Heere nach dem heiligen Lande. Einen Strick um den Hals, ein Kreuz hinter sich herschleppend, zog er, indem er sich oft blutig geisselte, dem Heere nach, und schrie beständig mit lauter Stimme, im

Tone des innersten Schmerzes: "Ach! Gott und Herr! erbarme dich des Unglücklichen, des großen Sünders **Fulko**, der ein Mörder ist, und deine Barmherzigkeit anfleht, ihm seine Missethaten zu vergeben!"

V.

Gabriele von Estrées.

Gabriele von Estrees, der man, einige meinen aus Gefälligkeit für den Geschmack ihres königlichen Liebhabers, andere sagen aber, als einen verdienten Tribut ihrer Reize, *) den Beinamen: die Schöne, gab, war die Tochter des Marschalls Jean von Estrees, Marquis von Coeurtes, und der Franziska Babou de la Bourdaisiere, die sie in einem Kloster erziehen ließen.

Sie hatte kaum diesen keuschen Frauenzwinger verlaßen, und erschien in der Welt, als sie der Gegenstand des Neids der Damen, und der Liebe aller Männer wurde.

Jedes

*) Man findet unter andern etwas im II. Th. der Vies des Femmes illustres de la France, darüber.

Jedes männliche Wesen huldigte ihren Reizen, und jedes Weib fand, daß das Katzengesicht ohne Ursach stolz gemacht wurde. Wie das nun so damals gieng, und wie es noch immer zu gehen pflegt.

"**Gabriele von Estrees** soll schön seyn!"

"Hm! — je nun, ja! — wie man's nimmt! — 's kömmt auf den Liebhaber an! — Begriffe von Schönheit sind relativ! — über den Geschmack läßt sich nicht streiten! — — Häßlich ist sie eben nicht, so viel weis ich aber, daß ich, wenn ich ein Mann wär, sie weder schön noch liebenswürdig finden könnte."

"Sie soll sehr schöne Augen haben" —

"Blaue, schmachtende Kügelchen, ohne Feuer, wie die Nachtlampen ohne Ausdruck, wie der Mondenschein."

"Eine Haut von blendender Weiße" —

"Ganz kalkartig!"

"Gelock-

"Gelocktes, schwarzes Haar" —

"Nicht ganz gleich. An einigen Orten ists braun, an andern fällt's ins Röthliche" —

"Kleine Füße" —

"Drum geht sie auch, wie lahm!" —

"Eine schöne Hand" —

"Wie ein Roßmarien Stengel!"

"Einen schönen Busen" —

"Auf dem Dorfe sieht man sie noch stärker an den Bauerdirnen."

"Uebrigens soll sie viel Witz haben."

"Sie ist sehr naseweis!"

"Eine ungemeine Lebhaftigkeit" —

"Sie springt herum, wie ein Bauermensch."

"Sie soll schön tanzen" —

"Ja! vortreflich! sie hüpft umher, wie ein Elster."

"Und wenn sie singt" —

"Glaubt man das kreischende: Resueillez vous bonnes gens etc. des Nachtwächters zu hören." u. s. w.

Genug, Gabriele fand, aller weiblichen Kritik ungeachtet, Bewunderer, Anbeter, Liebhaber unter den Männern, und unter den Weibern suchte man damals so etwas noch nicht mit soviel Aufklärung und Geschmack, wie heutigestags — in Frankreich.

Schmachtend lagen die Herren zu Duzzenden zu ihren Füssen, seufzten, klagten, weinten oder scherzten, wie es ihre Temperamente mit sich brachten.

Einige stellten ihr zu Gefallen Lustparthieen an, andere klagten dem Monde ihre Leiden. Einige machten Spekulation auf Bällen, andere auf Gräbern. Einige besangen sie, andere brachen sich ihr zu Liebe die Hälse, oder zerhackten ihre Degenklingen auf Unkosten ihrer unschuldigen Knochen.

Der Ruf von ihrer Schönheit schwang, wie ein geflügelter Eilbote, sich über das ganze Land, und kam bald dem stattlichen Könige **Heinrich** IV. durch den **Duk de Bellegarde** besonders ihren erklärten Liebhaber, zu Ohren, der immer gern bei der Hand war, wenn's etwas zu erobern gab, es mochten nun Städte oder Damenherzen seyn.

Er schickte ihr einen Ritter zu, und lies ihr sagen: "Da der Ruf so viel von ihren Reizen, von ihrem Geiste und von der Vortreflichkeit ihres Leibes und ihrer Seele sage; so müße er ihr zu erkennen geben, daß er sie lieben werde."

Der Name dieses Emissars ist nicht bekannt, aber ein erfahrner Praktikus mag er wohl gewesen seyn, denn der Herr Papa hütete sein Töchterlein auf dem Schlosse **Côuvres** sehr sorgsam, und lies nicht leicht solche Vögel ein, wie der einer war, der Gabrielen des Königs Liebesliedchen vorsang. Also mag's der Vorsänger wohl gar schlau

angefan-

angefangen haben, sein aufgetragenes Geschäft zu betreiben.

Der König verlies seine Armee, *) die eben dem Prinzen von Parma nachsetzte und legte seinen ersten Besuch bei Gabrielen ab. Um aber ihrem Vater keine Unruhe zu erwecken, begnügte er sich, wie der Pere Mathieu sagt:

"Brod und Butter blos an der Thür
"zu nehmen, dann wieder sein Roß zu be-
"steigen, und der Schönen ins Ohr zu lis-
"peln: er setze dem Feinde nach, und sie
"solle bald erfahren, was er ihr zu Liebe
"gethan habe."

Der Prinz war munter, das gefiel Gabrielen; er scherzte gern ein wenig ungezwungen, das behagte ihr; er war ein Prinz, das war ihr lieb, und der Kronenglanz umlagerte mit zauberischen Schimmer ihr Herz.

Er

*) Im November 1590.

Er besuchte sie eine geraume Zeit heimlich; endlich aber machte er seine Liebe zu ihr öfentlich bekannt, und lies sie nach Saint-Quentin kommen. *)

Ganz mit ihr beschäftigt, allein in den Vollgenuß ihrer Reitze versunken, blieb er die ganze Zeit bei ihr, so lange seine Armee Corbie belagerte.

Endlich riß ihn die Gefahr der Stadt Rouen aus seinen verliebten Träumen; er war in dem Treffen bei Aumale in grosser Gefahr, hatte aber doch das Glück, mit einer einzigen Wunde davon zu kommen.

Gabriele sah vorher, daß nach ihres Liebhabers Tode, eben nicht das reizendste Schicksal ihrer harrte, und bat ihn oft, sich nicht zu sehr in Gefahr zu begeben, aber er kannte keine Gefahr, und war oft durch die feindlichen Wachen geritten, wenn er verkleidet zu ihr kam, in ihren Armen eine angenehme Nacht zu haben.

Dabei

*) Im Jahr 1591.

Dabei litt denn wirklich zuweilen sein Ruhm und sein Name, *) aber mit dem Glanz der edelsten Thaten, verwischte er all die Flecken wieder, die seine Ehre zu verdunkeln suchten.

Heinrich blieb lange zu **Kompiegne** bei ihr, und **Gabriele**, die den Wunsch in ihrer Seele nährte, den Thron ihres Liebhabers, so wie sein Herz, zu besitzen, redete ihm unablässig zu, die katholische Religion anzunehmen. Der König hielt ihr in diesem Punkt immer Widerrede, ja er schrieb ihr, als er sich endlich doch noch entschließen mußte, diesen Schritt zu thun, noch drei Tage vorher:

"Auf

*) Als z. B. der Herzog von Parma bei Kaudebeck über die Saine gegangen war, hätte es die Klugheit erfordert ihm nachzusetzen, aber der König folgte lieber des Marschalls Biron Rath, und gieng nach der Pikkardie, wo sich kein Feind, aber seine Geliebte, befand.

"Auf den Sonntag wird der gefährli-
"che Sprung geschehen; *) jetzt, da ich Dir
"dieses schreibe, liegen mir wohl hundert
"verdrüßliche Geschöpfe überm Hals, die
"mir **St. Denis** eben so verhaßt machen,
"als Dir es **Nante** ist."

Nun besuchte der König unterschiedliche Städte seines Reichs, und lies sich weihen.**) Diesen Zeitpunkt suchte Gabrielens Vater ***) zu benutzen, und zwang seine Tochter zu einer ehelichen Verbindung mit Nikolaus

*) Es war der 25. Julius 1593. als er in der Kirche zu St. Denis die protestantische Religion abschwor.

**) Zu Chartres im Jahr 1594.

***) Gabrielens Mutter bekümmerte sich gar nicht um ihre Tochter. Sie selbst war aus Liebe von ihrem Manne gegangen, und lebte mit dem Marquis d'Allegre, im offenbaren Konkubinat, in Auvergne, wo sie bei einem Auflauf des Pöbels, auch endlich ihren Tod fand.

kolaus d'Amerval, Erbherrn auf Liankourt.

Gabriele, der der König Hülfe versprochen hatte, lies sich ihren Gemal nicht zu nahe kommen. Im eigentlichsten Verstande wurde ihre Ehe nie vollzogen, Heinrich kam endlich, nahm sie von ihrem Gemal weg, (was aus ihm wurde, weis man nicht) und sie folgte dem Könige, der eben damals **Chartres** belagerte.

Er lies ihre Tante, die Frau von **Sourdis**, ins Lager kommen, und machte sie zu ihrer Hofmeisterin.

Die liebe Tante war in der Wissenschaft der Galanterie ungemein erfahren, theilte ihrer Nichte einen so guten Unterricht mit, daß diese den erlauchten Liebhaber immer mehr an sich fesselte, und wußte sich so gut beim König einzuschmeicheln, daß er ihrem Manne die Statthalterschaft von Chartres zusicherte.

Der

Der König lebte nun ganz für Gabrielen, die kurz darauf so sehr, auch sogar in seine politischen Angelegenheiten verwickelt wurde, daß er ihr Sitz und Stimme in seinem Staatsrathe einräumte.

Seine Liebe zu Gabrielen machte ihn, wozu es ihr beliebte, er that alles für seine Geliebte, und wurde so gar aus Liebe zu ihr, — was schon so mancher Mann, ohne daß er selbst wußte, **wie**, wurde — ein Dichter,*) so sehr man es in einer solchen Lage nur immer werden kann.

 Gabriele

*) Ich kann mich nicht enthalten, hier ein paar Liebeslieder des Königs mitzutheilen, die noch zuweilen in Frankreich sehr kourant sind. Das eine Lied, des von der Liebe inspirirten königlichen Dichters, ist:

Charmante Gabrielle,
Percés de mille dards,
Quand la Gloire m'appelle
Sous les Drapeaux de Mars!

Cruelle

Gabriele liebte insgeheim noch immer ihren ersten Liebhaber den Duk de Bellegarde, nach der Regel eines alten teutschen Dichters, welcher singt:

Weibervolk pflegt insgemein
erſten Bulen hold zu ſeyn,

und gab ihm, ohne daß der König etwas merkte, oft die ſtärkſten Beweiſe ihrer Liebe. Endlich bekam der König Verdacht, aber ſie wußte

Cruelle Departie!
Malheureux jour!
Que ne ſuis-je ſans vie,
Ou ſans amour!

Bel aſtre que je quitte,
Ah! cruel ſouvenir!
Ma douleur ſ'en irrite —
Vous revoir ou mourir!
Cruelle Departie etc.

Partagez ma couronne,
Le prix de ma valeur;
Je la tiens de Bellonne,
Tenez la de mon coeur.
Cruelle Departie etc.

wußte ihn so einzunehmen, ihm seinen Verdacht so geschickt auszureden, daß er seinen Argwohn gleich wieder fahren lies.

Kaum hatte sie ihn beruhigt, so war **Bellegarde** in Geheim wieder so glücklich, wie zuvor, und der König bekam Stof zu neuem Argwohn. Ein Ungefähr hätte ihn

Je veux, que mes Trompettes,
Mes fifres, les Echos
A tous momens repetent
Ces doux et tristes mots:
Cruelle Departie etc.

Das andere ist, glaube ich, in Teutschland bekannter, als das erstere, wenigstens hat man eine Uebersetzung davon, und der Melodie desselben vielfach andern Text untergelegt.

Viens, Aurore;
Je t'implore:
Je suis gai, quand je te vois.
La Bergere,
Qui m'est chere,
Est vermeille comme toi.

bald ganz und gar von der Untreue seiner Geliebten überzeugt.

Der König reiste einst zu Ausführung eines Entwurfs eilig weg. Die kostbaren Augenblicke seiner Abwesenheit suchten die Geliebten zu benutzen, und Bellegarde wurde

De rosée
Arrosée
La rose a moins de fraicheur:
Une hermine
Est moins fine;
Le lait a moins de blancheur.

Pour entendre
Sa voix tendre,
On deserte le hameaux;
Et Tityre,
Qui soupire,
Fait taire son chalumeaux.

Elle est blonde
Sans seconde,
Elle a la taille à la main;
Sa Prunelle
Etincelle
Comme l'astre du matin.

D' Am-

wurde von der Vertrauten der Gabriele, der la Rousse sogleich in das Schlafzimmer seiner Gebieterin gebracht, wo sich die Liebenden eben die zärtlichsten Beweise ihrer Liebe schenken wollten, als der König wegen vorgefundenen Hindernißen bei Ausführung seines Unternehmens, eilig zurück kam.

Die getreue la Rousse, steckte sogleich den beängstigten Liebhaber in ein Kabinet,

D' Ambrosie
Bien choisie
Hébé la nourrit à part;
Et sa bouche,
Quand je touche,
Me parfume de Nectar.

In wie weit der König seinen königlichen Mitbruder Salomo, als Sänger der Liebe, Besinger der Reitze seiner Geliebten, erreicht, übertroffen, oder nicht erreicht habe, werden die Leser selbst am besten entscheiden können. Genug, daß Heinrich nicht der einzige König war, den die Liebe zum Dichter machte!

deßen Thür in den Alkoven, und das Fenster in den Garten gieng.

Der König trat ins Zimmer. Er forderte Konfekt, und da er wußte, daß es gewöhnlich in dem Kabinet verwahrt wurde, wo **Bellegarde** jetzt steckte, aber das Konfekt nicht anrührte, forderte er den Schlüssel zu demselben. — **Gabriele** entschuldigte sich, ihre Kammerfrau habe denselben. Der König wurde argwöhnisch und wollte die Thür einschlagen. — **Bellegarde** konnte in der Angst weiter nichts thun, als das Fenster öffnen und hinausspringen. Das that er, und zwar glücklich, obgleich der Sprung sehr hoch war. Die Liebe wacht immer über ihre Jünger, und **Bellegarde** kam ohne Schaden davon.

Kaum sah **la Rousse** auf ihrem Posten, daß der Vogel entkommen war, als sie ausser Athem herbei lief, und mit vielerlei Entschuldigungen dem König den Schlüssel überreichte, den er verlangt hatte. Der König eilte

eilte ins Kabinet, fand es leer, traute kaum seinen Augen, und murmelte:

"Ist es möglich!"

Gabriele. Warum staunt Ihr so?

König. Um nichts!

Gabriele. Was suchen Eure Augen?

König. Nichts! — gar nichts!

Gabriele. Ha! ich errathe es! Ihr sucht Gelegenheit mit mir zu brechen —

König. Liebe Gabriele —

Gabriele. Ihr seyd meiner Liebe überdrüssig —

König. Wie kann Gabriele das vermuten?

Gabriele. Muß ich nicht?

König. Aber, um des Himmelswillen! — ich —

Gabriele. Erspart Euch die Müh einen Zank anzuspinnen. Das ist ja doch Eure Absicht, um mich verlaßen zu können.

Nehmt nicht zu solchen elenden Hülfsmitteln Eure Zuflucht, ich erlaße Sie Euch. Erlaubt mir, Euch zuvorzukommen —

König. Gabriele —

Gabriele. Ich werde zu meinem Gemal zurück gehen. —

König. Ich liebe meine Gabriele, und sie will mich verlaßen?

Gabriele. Ihr liebt mich nicht. Liebe fordert Vertrauen, das habt Ihr nicht zu mir. Ihr zweifelt an meiner Treue, und ich bin verbunden, Euch Eure Ruh durch schnelle Entfernung wieder zu geben.

König. Mein Herz! Du bist ungerecht. Ist nicht meine Eifersucht das sicherste Zeichen meiner heftigen Liebe zu Dir? Liebte ich dich nicht so stark, ich würde nicht fürchten dich zu verlieren. — Aber da ich sehe, daß ich dir mißfalle, wenn ich dich von der Stärke meiner Liebe zu überzeugen suche, so will ich mich bestreben, dir nie

wieder

wieder auf diese Art unangenehme Augenblicke zu verursachen.

Gabriele. Ach!

König. Wenn ich auch deinen Zorn verdient habe, so bin ich doch gewiß nicht deiner Vergebung unwerth, da ich meinen Fehler gestehe, da ich zu deinen Füssen um Vergebung bitte.

Gabriele. Ach! wie schwach ist man, wenn man liebt! — Warum ist dieses Herz so sehr Euer Fürsprecher? — Ich sollte mit Euch zürnen — und ach! ich kann nicht. So unwillig ich auch war — Euer Bekenntniß macht mich wieder zur Sklavin meiner Empfindungen für Euch — für den, dem ich zürnen wollte. —

König. Gabriele, deine Liebe macht mich unaussprechlich glücklich! Du vergiebst mir?

Gabriele. Aber, erinnert Euch Eures Versprechens.

Das

Das versprach der König und erlangte von der Verzeihung, die seinen Zorn verdient hätte. O Liebe! unbegreiflich sind deine Werke, und deiner Wundermacht huldigt die Erde, huldigen ihre Könige und ihre Bettler, mit seliger Blindheit!

Indeßen war auch **Gabriele** von der größten Pein der Sterblichen, der Eifersucht, nicht frei; zwar nicht gegen den König, aber gegen den geliebten **Bellegarde**, der beiher der **Duchesse von Guise** so wohl, als ihrer Tochter, die Kour machte. Als der König das merkte, war er sehr wohl zufrieden. — Doch söhnten sich **Bellegarde** und **Gabriele** endlich wieder aus, und verlebten viele glückliche Stunden miteinander, ohne daß der König wußte, wie glücklich seine Geliebte auch zuweilen ohne ihn war.

Nun war **Paris** übergegangen und die Parthei der Ligue geschwächt. **Gabriele** schmeichelte sich, ihre Vermälung mit dem

Könige

Könige zu stande zu bringen, ein Gedanke, der ihre Seele ganz füllte, und der einzige Wunsch war, den sie jetzt mit der größten Zuversicht nährte.

Der König belagerte **Laon**, als **Gabriele** mit ihrem Sohne **Cäsar Duk de Vendome** nieder kam, über deßen Geburt er innigst erfreut war, und seine Schöne sogleich zur **Marquise von Beaufort** †) ernannte. Es war ihm unmöglich, sie stärker zu lieben, als er sie wirklich liebte, aber von jetzt an, schien er sie noch höher zu schätzen, und bezeigte ihr mehr Ehrerbietung als vorher. Er überhäufte sie öffentlich mit Liebkosungen und Ehrenbezeugungen, und wenn er nur einen Augenblick von ihr entfernt war, schrieb er ihr die zärtlichsten Briefe in Menge. *)

Diese

†) Nach andern: Monceaux.

*) Wir haben es dem Generaladvokat Servin zu verdanken, daß man noch Briefe Heinrichs an Gabrielen und ihre Nachfolgerin, übrig

Diese Briefe athmen insgesamt Offenherzigkeit und Empfindung; und karakterisiren das Herz des guten Königs auf das vollkommenste.

Damals

übrig hat, die im Iournal de Henry III. depuis 1514. jusqu'en 1589. par M. S. A. G. A. P. D. P. Amst. 1699. und 1720. aufgezeichnet sind. Wir wollen auszugsweise den Lesern auch etwas aus einer bekannt gewordenen Korrespondenz Heinrichs mit Gabrielen, mittheilen. In allen seinen Liebesbriefen findet man die Schlußformel: Je vous baise un million de fois; und der Anfang lautet immer: Mon cher coeur — Me cheres amours — Mon Menon. — Hier sind einige Proben, so wie sie sich hieher schicken.

Mein Herz! Du beschwörst mich, mit eben der Liebe zurück zu reisen, die ich in Deinem Herzen zurückgelaßen habe. O! wie entzückt war ich! Meine Freude war so groß, daß ich glaubte, sie ganz mit mir genommen, und Dir nichts gelaßen zu haben.

Nun

Damals geschah von einem Jesuitenschüler auf des Königs Leben der erste Angrif, aber er kam bekanntermassen, diesmal

Nun will ich mich mit Morfeus unterhalten, sendet er mir aber einen andern Traum, als von Dir, so werde ich mich nie wieder nach seiner Gesellschaft sehnen. Gute Nacht heute für mich, morgen für dich; ich küsse Deine schönen Augen.

Ich mußte Arzenei nehmen und kann nicht viel schreiben. Nach Tische will ich Dir Neuigkeiten von hier melden. Nimm indeßen die Versicherung, daß ich Dich mehr liebe, als mein Leben, und daß ich Deine sanften Augen tausendmal küsse.

In zwei Stunden nach dem Ueberbringer dieses Briefs, wirst Du einen Ritter kommen sehen, der den Namen: König von Frankreich und Navarra führt. Ein sehr ehrenvoller, aber auch beschwerlicher Titel, den ich herzlich gern gegen den Deines Lieblings, Deines Unterthans, vertausche.

noch mit Verlust eines Zahns davon. Den König rührte Gabrielens Bestürzung, ihre Ohn-

Im Grunde sind alle vier Titel gut, und ich bin gar nicht willens, sie an jemand abzutreten. — — Guten Morgen, mein Alles; tausend Küsse Deinen schönen Augen.

— In der Kirche begegnete mir ein toller Streich; ein altes, achtzigjähriges weibliches Wesen packte, küßte und drückte mich herzlich. Ich war nicht der Erste, der darüber lachte. Morgen sollst du meinen Mund wieder heiligen. — Leb wohl, mein einziges Liebchen, ich küsse tausendmal Deine Füsse.

Wahrhaftig, wir lieben uns beide recht innig, denn unter Deinem Geschlecht liebt keine, wie Du, und unter dem Meinigen wird schwerlich mich einer übertreffen. Ich bin eben noch so leidenschaftlich feurig, wie damals, als ich zum erstenmal Dich sah, ja ich liebe noch heftiger, als damals. Mit einem Worte, ich liebe dich, ich bete dich

Ohnmacht, ihre Aengstlichkeit bei dieser Szene, und sie wurde ihm immer theurer.

dich an, ich verehre Dich auf die sonderbarste Art. — Guten Abend, meine Liebe.

Du schreibst: deine Liebe sey tausendmal stärker, als die meinige. Das ist aber gewiß eine Unwahrheit, die ich mit eben den Waffen behaupten will, die Du erlesen hast. — Nie hab' ich Dich so sehr als jetzt geliebt, und damit sage ich Dir schon zuviel. Gute Nacht.

Ich trage mich in Deiner Abwesenheit beständig schwarz, weil ich ein Wittwer alles deßen bin, was mir Freude und Wohl gewähren könnte. Nie kann eine Treue der meinigen gleichen; o freue dich, du bist der Gegenstand derselben. — Ich werde meine Zurükkunft beschleunigen, wie der Verliebteste auf der Welt. Glaub das, meine Königin, und nimm meinen Handkuß mit eben der Herzlichkeit, mit der ich ihn gestern Dir gab, u. s. w.

Gabriele war nun einmal in Schrecken gesetzt; sie fürchtete, ein anderer Bösewicht möchte das mißlungene Unternehmen **Jean-Chastels** ausführen, und ein einziger Stoß könne dann alle ihre Hofnungen vereiteln. Sie bot demnach alle ihre Kräfte auf, die Gemalin des Königs zu werden, der aber viele Schwierigkeiten fand, von Margarethen getrennt zu werden.

Der König wurde zu Monceaux, in der seiner Geliebten geschenkten Herrschaft, krank, und **Gabriele** wurde sehr unruhig. Sie betrieb, als der König wieder hergestellt war, ihre Angelegenheiten immer ernstlicher, aber sie konnte dennoch nicht zum Zweck kommen, weil **Margaretha** sich ihr zu gefallen, nicht von ihrem Gemal wollte scheiden laßen.

Diesen Kummer konnte **Gabriele** weder in den Armen des Königs, noch in Bellegarde's Armen ersticken, der immer noch so liebevoll wie vorher, von ihr behandelt wurde.

Aber eine kleine Unvorsichtigkeit, die wieder vorgieng, hätte bald den König gegen sie aufgebracht.

Gabriele hatte ein Billet von Bellegarde erhalten, welches die Kammerfrau aus Unvorsichtigkeit auf der Toilette liegen lies. Der König schickte eben einen Kammerdiener ab, sich um das Wohlbefinden seiner Geliebten zu erkundigen. Diesem fiel das Billet in die Augen, er nahm es unbemerkt zu sich, und gab es dem Könige. Der König wollte durch neuen Argwohn sich nicht wieder Gabrielens Vorwürfen und Thränen aussetzen, schwieg also, befahl aber dem Kammerdiener genau auf alles zu sehen, was vorgieng.

Dieser erwartete einen Augenblick, in welchem Bellegarde zu Gabrielen schlich, und gab dem König sogleich Nachricht davon.

Der König, von Zorn entflammt, befahl dem Marquis von Pralin, dem Hauptmann seiner Garde, sogleich hinzugehen und den Duk in Gabrielens Armen zu ermorden.

 Pralin,

Pralin, der beiden sehr zugethan war, gerieth über diesen Befehl in die äusserste Bestürzung. Er wollte der Vollziehung ausweichen, und wußte nicht, wie er das anfangen sollte, um sich nicht selbst in Gefahr zu stürzen. Er gieng durch den Saal, befahl etlichen Gardisten ihm zu folgen; machte aber ein solches Geräusch, und gieng durch so viele Umwege nach Gabrielens Zimmer, daß Bellegarde Zeit gewann, sich zu retten. Er trat in das Zimmer, und Gabriele war allein. Er machte ihr den Befehl bekannt. Sie sah, wie sehr Pralin sie geschont hatte, dankte ihm herzlich, und versicherte ihn, den Dienst nie zu vergessen, den er ihr geleistet hätte. — Sie hielt Wort. Bald wurde er Marschall von Frankreich, Mann von Einfluß und Macht bei Hof.

Gabriele nahm ihre Zuflucht zu Thränen und Klagen. Der König zeigte ihr das Billet. Sie läugnete, es gesehen und

empfan-

empfangen zu haben, und der König lies sich zwar überreden, aber doch nicht ganz seinen Argwohn benehmen. **Bellegarde** erhielt Befehl, sich vom Hofe zu entfernen, sich zu verheuraten, und ohne seine Frau nicht wieder nach **Paris** zu kommen.

Bellegarde, um nicht vom Hofe entfernt zu bleiben, vermälte sich mit Anna von **Benil**, einer Tochter des Herrn de **Fontaine** und kam mit einer Schönheit nach **Paris** zurück.

Indeßen war eine andere Schönheit an den Hof gekommen, nemlich Anna von **Budos**, seit kurzen mit dem Konnetalde von **Montmorenci** vermält, die das Schrecken aller Damen, und der Angelstern aller Herren wurde.

Selbst der König konnte der Allgewalt ihrer Reitze nicht widerstehen, aber ihr Sieg und ihre Freude, Gabrielen zu kränken, war von kurzer Dauer, denn sie starb

bald darauf in den Wochen, und mußte ihrer Feindin den Triumf überlaßen.

Gabriele wurde nun Mutter einer Tochter, und bald darauf ihres zweiten Sohns, **Alexander von Vendome.** Jetzt erfolgte ihre Ehescheidung von ihrem Manne. Der König, der nun zufriedener und verliebter als jemals war, trachtete selbst dahin, ihre Wünsche, sich mit ihr zu vermälen, und sie zur Königin zu machen, erfüllen zu können. Er betrieb die Sache so eifrig, daß er seinen Staatssekretär **Villeroi** vom Hofe jagte, der sich die Freiheit nahm, Gegenvorstellungen, wegen dem Projekte zu machen.

Der König sendete Abgeordnete nach **Rom**, seine Scheidung von Margarethen zu betreiben, lies deshalb ein Manifest *) bekannt

*) Dieses Manifest wird man nachher in dem Leben der **Margaretha von Valois**, No. VII. lesen.

kannt machen, und erhob Gabrielen zur Duchesse von Beaufort.

Der wackere allbekannte Sully fiel bei Gabrielen in Ungnade, weil er in einem gewißen Papiere den Titel Fils de France, den man ihrem Kinde gab, weggestrichen hatte. — Um sein Versehen wieder gut zu machen, kam er, nach des Königs Willen zu ihr, sie zu besuchen. Gabriele befürchtete, es möchte zu einer ihr unangenehmen Erklärung kommen, und fiel ihm in die Rede: "er verführe den König, und mache ihm weiß, Schwarz sey Weiß, und Weiß sey Schwarz."

Sully gieng trotzig seiner Wege, sagte: "Gnädige Frau! ich küsse Ihnen die Hände;" und eilte zum Könige ihm Bericht von der vorgefallenen Szene abzustatten.

Der König ärgerte sich über Gabrielens Betragen, und fuhr sogleich mit ihm zu ihr.

"Ihr sollt es sehen, sagte er; daß ich aus Gefälligkeit für ein Weib, Männer

nicht mißvergnügt machen will, die für meine Ehre besorgt sind."

Sie kamen zu Gabrielen. Der König that frostig, untersuchte den Alkoven und die Kammer, und als er sah, daß sie allein waren, gab er ihr Verweise, und forderte von ihr, sich mit seinem besten Unterthan und Diener zu versöhnen.

Gabriele weinte heftig und jammerte: sie sey sehr unglücklich einen König zu lieben, der sie seinem Diener aufopfern wolle. Sie warf sich auf das Bett und schwur, diese Beschimpfung nicht zu überleben.

Der König lies sich's nicht merken, wie nahe ihm ihre Klagen giengen, und sagte ihr: sie solle nicht so viele Kunstgriffe wegen einer solchen Kleinigkeit verschwenden.

Diese Worte drangen wie Donner in ihre Seele. Ihre Thränen flossen zahlreicher, und sie schrie einmal über das andere, in der heftigsten Bewegung:

"Ich bin verlaßen! ich bin verlaßen!"

Der

Der König gab nicht nach.

"Ich versichere Euch, sagte er, daß ich, wenn ich mich in die Nothwendigkeit der Wahl versetzt säh, eher zehn Weiber wie Euch, als Einen Diener wie Sully, würde entbehren können."

Als er das gesagt hatte, wollte er das Zimmer verlaßen. — Als Gabriele Ernst sah, fuhr sie erschrocken auf, fiel ihm zu Füssen, versprach Sully nicht mehr zu kränken, und erhielt Verzeihung.

Im Oktober 1598. hatte Gabriele ein noch grösseres Schrecken. Der König lachte mit ihr und Bellegarde über gewiße satirische Verse sehr heftig, und bekam darüber ein so starkes Erbrechen, daß er sieben Stunden lang in großer Gefahr war. Er hatte einen brennenden Durst, und man fürchtete, er habe Gift bekommen; aber es fand sich, daß das Uebel blos von einem Fleischauswuchs herrührte, und der König wurde bald wieder hergestellt.

Gabriele war sehr abergläubisch, und zog wegen ihrem Vermälungsplan, Zeichendeuter, Wahrsager und Astrologen in Menge zu rathe. Alle widersprachen sich, und Gabriele befand sich oft deshalb in einer Unruh, die ihr sogar Schlaf und Appetit raubte.

Der Anzeigen ihrer abermaligen Schwangerschaft und einer Unpäßlichkeit ungeachtet, begleitete sie den König nach **Fontaineblau** und kam zu Anfang der Charwoche im Jahr 1599. wieder nach **Paris**.

Ihr Abschied vom König war rührend. Thränend sagte sie: ihr Herz sage ihr, sie werde ihren Liebhaber nie wiedersehen; und alle Liebkosungen des Königs waren nicht vermögend sie zu trösten. Sie empfahl ihm ihre Kinder, ihr Haus zu **Monceaux**, ihre Freunde und Diener. Der König vergoß Thränen an ihrem Halse, es schien, er könne sich nicht von ihr trennen. Er gieng mit ihr bis **Melun**, ja er würde sie

vielleicht gar bis nach Paris begleitet haben, wenn der Marschall von **Ornano** es nicht verhindert hätte.

Gabriele kam mit einer Schwermut nach **Paris**, von der sie nichts heilen konnte.

Am Charfreitag gieng sie nach der kleinen St. Antons Kirche, in die Vesper. Anfälle von Schwindel nöthigten sie, diesen Ort zu verlaßen. Sie gieng in den Garten ihrer Wohnung, frische Luft zu schöpfen und bekam einen Anfall vom Schlage. — Sobald sie die Sprache wieder bekam; schrie sie, sie habe Gift bekommen, und lies sich zu ihrer Tante bringen. Hier bekam sie Konvulsionen. Die Kunst der Aerzte vermochte nicht ihr zu helfen, und sie starb *) unter solchen heftigen Verzuckungen, daß ihr das Gesicht auf dem Rücken stund. Ihr Kind war tod.

D'Au-

*) Am heiligen Abend vor Ostern, den 10. April 1599.

D'Aubigne läßt merken, sie sey am Gifte gestorben. **Le Grain** mißt ihren Tod blos dem unmäßigen Genuße des glacirten Zitronensaftes bei. Einige glaubten, ihr Tod sey die Wirkung des Gebetes Sr. Heiligkeit, andere meinten, der Teufel habe die Schöne in sein Reich zu ihren Schwestern geholt.

Des Königs Schmerz, bei der Nachricht von ihrem Tode, war so heftig, daß er weinte, schrie, sich trostlos und erschrecklich gebehrdete. Er lies lange Zeit niemand vor sich, trauerte acht Tage lang schwarz, und dann, nebst dem ganzen Hofe, ein Vierteljahr violet.

"Sie war für mich geboren!" waren die Worte, die er immer wiederholte.

Sie wurde mit allen Ehrenbezeugungen einer Königin begraben.

Nach und nach fieng der König an, sich wieder zu erholen, und der Duk de Rets, der, ohne ihn mit Zureden zu bestürmen,

men, seine Klagen still angehört hatte, sagte ihm, als er sah, daß der Schmerz nicht mehr so heftig war: daß er mehr Ursache habe, froh zu seyn, als sich zu betrüben, und wenn er überlegen wolle, was er gethan haben würde, wenn die Duchesse nicht gestorben sey, so müße er dem Himmel für ihren Tod danken.

Das waren Worte, die zu ihrer Zeit gesagt waren, der König gerieth dabei in tiefes Nachdenken, seufzte endlich, wendete sich zu dem Duk, drückte ihm die Hand, und sagte:

"Ihr habt Recht!"

Gabriele brachte durch ihre Gewalt über des Königs Herz selten jemand in Schaden. Sie war dienstfertig, wenig stolz, hitzig zwar und leicht aufgebracht, aber eben so leicht auch wieder zu besänftigen, und dann war sie wieder nachgebend. Uebrigens gesteht ihr der Pere Mathieu nebst andern Vorzügen, auch den zu: daß sie dem

Könige

Könige oftmals sehr gute Rathschläge gegeben habe.

Ihre Kinder waren:

Cäsar Duk de Vendome, der die Tochter und Erbin des Duk **de Merconur** heurathete, starb 1665.

Alexander, genannt **Ritter von Vendome**, Grosprior von Frankreich, starb 1629. auf dem Schloße zu Vincennes, wo ihn König Ludwig XIII. einsperren lies.

Katharina Henriette, die Gemalin **Karls** von Lothringen Herzogs von **Elboeuf**, starb im Jahr 1663.

VI. Ma-

VI.

Maria von Entragues.

Kaum hatte **Margaretha von Valois** Gabrielens Tod erfahren, als sie ihre Scheidung von **Heinrich** IV. selbst betrieb. So gewann das Geschäft ein anderes Ansehen; die Ehe wurde für ungiltig erklärt, und beide Theile erhielten, mit des Papsts Einwilligung, die Erlaubniß, sich wieder zu verheuraten.

Den König konnte man nicht ohne Beschäftigung mit einer Dame laßen, und man schlug ihm, in dieser Absicht, eine Jagdparthie ohnweit **Malherbe** vor, welches Schloß damals dem Herrn von **Entragues** gehörte.

Dieser Herr hatte ein paar schöne Töchter, und seine Frau war die ehemals von Karl IX. so sehr geliebte **Maria Touchet**,

chet, die die Leser schon kennen werden,*) eine Frau, die wohl wußte, wie sie die Nachricht aufzunehmen hatte, daß der Königin der Nachbarschaft ihres Schlosses jage.

Sie hielt es für ihre Schuldigkeit, den ersten Schritt zu thun, und lies den König ziemend ersuchen, auf ihrem Schlosse eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen.

Der König lies sich nicht zweimal bitten. — Er kam. Er sah das Fräulein, er fand sie schöner, als er sich sie vorgestellt hatte, er fand sie liebenswürdig, er wurde von ihren Reitzen entzückt, er liebte sie.

Er

*) Aus dem I. Theile dieser Skitzen rc. wo S. 55. f. f. ihr Leben unter Karl IX. erzählt ist. S. 65. werden die Leser etwas von ihrer Tochter lesen, die König Heinrich IV. liebte, und sehen, daß er nicht der erste Glückliche war, der den Sold ihrer Minne erndete.

Er konnte das Schloß sobald nicht verlassen, und hielt sich einige Tage zu **Malherbe** auf.

Der Hof gieng nach **Hallier**, und **Frau von Entragues** mit ihren Töchtern, nach **Chenant**, wo der König sie täglich besuchte, und der schönen **Maria** mit viel Empfindung die Kour machte.

Sie spielte die Spröde, und der König wurde täglich zärtlicher gegen sie.

Die Frau von Entragues gieng nach **Paris**, wohin sich der König auch bald begab, seine Werbung um das Fräulein fortzusetzen, deren Reitze ihn so stark gefesselt hatten.

Ihre Verwandten, die meinten, des Königs Leidenschaft würde durch erleichterten Genuß bald erkälten, hielten sie sehr eingezogen. Sie begegneten sogar dem Grafen von **Lüde** nicht auf das freundlichste, wenn er kam, Komplimente des Königs an das Fräulein auszurichten, und ihr Vater verbot ihm sogar das Haus.

Das Fräulein verstand ihren Vortheil gleichfalls sehr gut, und setzte dem heftigen Verlangen des Königs so viele Schwierigkeiten, so mannichfaltige Weigerungen entgegen, daß der gute Herr immer verliebter wurde.

In dieser Krisis schenkte er ihr, ob er gleich sonst eben nicht allzufreigebig war, 100,000 Thaler, aber das war noch nicht Gegenwerth genug für den Schatz, den er von ihr verlangte.

Sie schien zwar von seiner Güte sehr gerührt, und entzückt von seiner Zärtlichkeit zu seyn, aber sie bedauerte, wie sie sagte, daß sie dieselbe, wegen der strengen Aufsicht ihrer Verwandten, nicht erwiedern könnte, indem sie sich selbst darüber beklagte, und den König noch ungedultiger machte.

Als sie ihn nun noch eine ziemliche Zeit hatte schmachten laßen, meldete sie ihm, daß ihre Familie durchaus nichts davon wißen wolle, daß sie ihm ihre Liebe auf

eine andere Art, als wie jetzt, beweisen solle.

"Ich sehe, fuhr sie fort, nur ein einziges Mittel vor mir, ihr Gewißen und ihre Ehre zu beruhigen, und das ist, ein **Heuratsversprechen** von Ew. Maj. — Ich werde mich deßelben zwar nie bedienen, und ich weis, daß ich einen Mann, der 50, 000 Mann in seinen Diensten hat, nie anklagen kann; da aber nun meine Familie einmal so schwach ist, darauf zu bestehen, so muß ich um daßelbe bitten, und wenn es wahr ist, daß Ihr mich liebt, so liebt, wie Ihr mich zu lieben vorgebt, so werdet Ihr kein Bedenken tragen, mir ein Stückchen Papier zu geben, für welches ich Euch weit mehr, meinen einzigen Schatz, das Kostbarste das ich besitze, hingebe, und Euch aus Liebe weit mehr aufopfere, als Ihr mir aufopfern könnt."

Der König war einmal verliebt, und er versprach ihr eine Schrift zu geben, in der

er sich verbindlich machen wolle, sie nach einem Jahr zu heuraten, wenn sie binnen dieser Zeit mit einem Sohne nieder kommen würde.

Er setzte das Versprechen wirklich auf, und lies seinen getreuen Sully rufen, es ihm zu zeigen und seine Meinung darüber zu vernehmen.

Sully sah es an, und riß es statt der Antwort von einander.

Der König wurde aufgebracht, und fragte mit zorniger Miene:

"Seyd Ihr ein Narr geworden?"

Sully antwortete ganz gelassen:

"Ich wünschte, ich wär hier der einzige."

Diese Antwort fiel dem König so auf, daß er wieder zu sich kam. Er fühlte, daß Sully recht hatte, verlies ihn und gieng in sein Kabinet, eine andere Schrift aufzusetzen.

Um die Farçe auszuspielen, lies der Herr von Entragues seine Tochter nach **Markousses** bringen. Der König reiste nach, kam wieder zurück, gieng wieder hin, bat, flehte, schrieb,*) aber er erhielt vor der Hand nichts von dem Fräulein, als unschuldige Liebesbezeugungen.

N 5 Obgleich

*) Man hat auch an diese Geliebte von dem König noch einige Briefe übrig, aus denen wir den Lesern Proben mittheilen wollen.

— Ich sehe, daß weder Eure Augen noch Euer Kopf sehr helle waren, als Ihr meinen lezten Brief gelesen habt, denn sonst hätte ich nicht so mißverstanden werden können. Ueberhaupt müßt Ihr, wenn Ihr haben wollt, daß ich Euch lieben soll, dem auffahrenden Wesen entsagen, denn weder als König, noch als Gaskognier kann ich so etwas vertragen, und übrigens verdient eine Liebe, wie die meinige, mehr Schonung, als ein hartes

Obgleich das Fräulein **la Bourdaisiere** auch um diese Zeit des empfänglichen Königs Herz in Flammen setzte, so erhielt das Fräulein **Entragues** dennoch das verlangte Eheversprechen von ihm, und da sie wußte,

tes Verfahren. — Eure Zweifel können mich beleidigen. Gestern Abend verlor ich Euern Diamant, aber ich habe ihn wieder gefunden. Gott weiß, wie ängstlich ich ihn suchte, und daß ich lieber den Finger als etwas von Euch verlieren wollte. So sehr werth ist mir alles, was ich von Euch erhalte.

Dieser Brief wird glücklicher seyn, wie ich, denn er wird bei Euch übernachten. Wie sehr muß ihn beneiden! — Wachend und träumend such' ich nur Euch zu gefallen. — Gute Nacht mein Alles.

Ich bin so traurig Euch nicht zu sehen, daß nichts mir Vergnügen macht. Liebt mich so heftig, wie es Euch möglich ist, denn

wußte, wie sehr man ihren Absichten bei Hofe entgegen arbeitete, da sie befürchten mußte, den König gar zu verlieren, so gab sie etwas nach und war nun weniger sprö- de. — Der König seufzte nicht länger, und erhielt, was er verlangte.

Er

denn jetzt seyd Ihr mir theurer als je- mals. — Guten Morgen.

Mit Eurem Uebel habe ich kein Mitlei- den, denn wenn ich es verursache, so kann ich es auch heilen. Ich bin traurig und mißmutig hier angekommen, weil ich von allem, was mir lieb, mich entfernen muß. Aber Morgen werde ich Euch sehen, und Euch für zwei Tage küssen. — Ich küsse tausendmal die Hände meiner Lieben, und empfehle mich stets zu geneigtem Andenken.

Mein Herz schlägt sehnsuchtsvoll und un- gestüm, und seit ich meine Liebe nicht sah, scheinen Jahrhunderte verflossen zu seyn. Sinne doch darauf, wie es möglich ist, dich bald wieder zu sehen, denn meine

Sehn-

Er besuchte sie oft zu **Malherbe** und kam im Anfang des Winters nach **Paris** zurück, bald nachher befand sich das Fräulein in andern Umständen. Der König begleitete

Sehnsucht ist stark. — Gute Nacht mein Alles; ich bin unverbrüchlich getreu.

Meine Furcht deine Liebe zu verlieren, ist die Schöpferin meiner Nachsicht. Ich bin nicht mißtrauisch, aber ich fürchte den Verlust derselben mehr, als ich den meines Lebens fürchte. Das alles schreib auf Rechnung meiner Leidenschaft, nicht aber meiner Empfindlichkeit. Gott gebe mir eher den Tod, als daß ich Dich beleidige. Melde mir, wenn Du mich sprechen willst. Diese Nachricht erwarte ich mit der grösten Ungedult. u. s. w.

Genug Proben, daß der König zwar nicht nach Talanders Schema seine verliebten Briefe einrichtete, aber doch gewiß so aus dem Herzen schrieb, daß die Leser gern die Künsteleien in den Briefen vermißen werden.

gleitete sie nach Monceaux, wo sie ihre Wochen halten wollte, und versprach ihr, sie zu heuraten.

Sie wünschte, der König möchte bis zu ihrer Niederkunft bei ihr bleiben, vermutlich, damit sie bessere Gelegenheit haben möchte, ihn an sein Versprechen zu erinnern, wenn sie einen Sohn gebähren würde. Der König hätte dieses gewiß auch gethan, hätte nicht ein Blitz, der zu ungebetener Zeit, als eben ein heftiges Donnerwetter war, in ihr Zimmer schlug, dem guten Fräulein soviel Schrecken verursacht, daß sie mit einem toden Kinde niedergekommen wär.

Sie wurde gefährlich krank. Der König kam selten von ihrem Bette, und er bekümmerte sich mit vieler Sorgfalt um alle Arzeneien, die man ihr gab.

Als sie wieder gesund wurde und unter die Leute kam, machte sich eine gewiße Art von guten Freunden ein Vergnügen daraus, ihr die Nachricht zu geben, daß der König

seine Heurath mit **Maria von Medicis** in **Rom** sehr ernstlich betreiben laße.

Sie war ausser sich, und begegnete dem guten König so übel, daß ein anderer sie sogleich würde verlaßen haben. Aber **Heinrich** ertrug alles mit Gedult, vergab ihr, was sie ihm zu leide that, schien sie noch heftiger als zuvor zu lieben, überhäufte sie mit Liebkosungen und Geschenken, und machte sie zur Marquise von **Verneuil.**

Dem allen ungeachtet, lies er seine Heuratsgeschäfte in Italien durch **Sillery Alincour**, und dem Kardinal Ossat mit vielem Eifer betreiben.

Die Marquise konnte sich kaum zufrieden geben, als sie merkte, daß alle ihre Hofnungen scheitern möchten, und daß sie nie die Gemalin des Königs werden würde. — Aber es war kein anderes Mittel, als ihren Verdruß zu verbergen, und die Sache liegen zu laßen, die sie nicht mit Gewalt durchsetzen konnte. Doch beschloß ihr Bruder,

der, der **Graf von Auvergne**, ein böser Mann, die Schmach seiner Schwester zu rächen, und lies sich mit **Biron** in eine bekannte, endlich gedämpfte Verschwörung wider den König ein.

Indessen kam **Maria von Medicis** nach Frankreich, und der König feierte sein Beilager mit ihr, mit vielem Pomp.

Die Marquise hatte keine Lust diesen Feierlichkeiten beizuwohnen, und floh den Ort des Beilagers.

Der König schien mit seiner Gemalin zufrieden zu seyn, obgleich diese Heurat nicht jederman behagte. *) Demungeachtet hatte dieselbe

*) Man war sogar so verwegen, einen Zettel mit den Worten:

Non erat Opus Benevalentibus Medicis

an die Thür der Königin zu heften. Man untersuchte aber diese Sache nicht einmal, und achtete den Einfall gar nicht.

dieselbe keine Folgen für die Marquise, die der König noch immer, wie zuvor, liebte.

Die Marquise nährte in ihrer Seele einen heimlichen Groll gegen die Königin, und sprach mit äusserster Geringschätzung von ihr. Die Königin nahm es übel, und der Hof theilte sich in zwei Partheien, wovon die eine es mit der Königin, die andere mit der Marquise hielt.

Die erste Aufwartung, welche die Marquise, nach des Königs Willen, bei der Königin machen mußte, lief sehr frostig ab, und doch wurden beide Damen zulezt mit einander ausgesöhnt.

Nun lies der König seine Geliebte in das Schloß ziehen, lies ihr prächtig meublirte Zimmer anweisen, und sprach sie ohne Zurückhaltung, so oft er wollte.

Fast zu gleicher Zeit befanden sich die Königin und die Marquise in andern Umständen, und der König theilte seine Sorgfalt

falt unter beide, aber doch bemerkte man, daß die Marquise ihm lieber als seine Gemalin war.

Die Königin gebahr den Dauphin, und die Marquise auch einen Sohn, der den Namen **Heinrich von Bourbon** bekam, und nachher Bischof zu Metz wurde.

Der König, der seiner Maitresse beständig zu gefallen suchte, setzte die Aufmerksamkeit gegen sie nicht aus den Augen, aber es zogen sich bald Gewitter auf.

Frau von Villars, die Schwester der Marquise, eine sehr reitzende Dame, wurde einst vom König nicht ungern gesehen. Diese kam jetzt an den Hof, und suchte ihre Schwester, es versteht sich durch heimliche Mitwirkung der Königin, dem Könige verdächtig zu machen.

Der Prinz **von Joinville** hatte ehemals mit der Marquise der Liebe gepflegt, und hatte Briefe von ihr erhalten, in wel-

chen des Königs oft, nicht auf die ehrenvollste Art, gedacht worden war. Der Prinz verliebte sich in die Frau **von Villars**, die ihn nicht schmachtend ihre Grausamkeit beseufzen lies, und er opferte ihr die Briefe ihrer zärtlichen Schwester willig auf.

Diese Briefe überreichte sie dem König, der in der ersten Hitze sogleich den Graf von **Lude** zur Marquise schickte, und ihr sagen lies, daß er eine Ungetreue, wie sie wär, nie wieder sehen wolle.

Die Marquise war sehr bestürzt, konnte nicht begreifen, woher der unvermutete Schlag kam, berufte sich auf ihre Unschuld, und überlies die Rache an ihren Feinden, dem Himmel, wie sie sagte.

Bellegarde war genöthigt, damit das Fräulein **von Guise** nicht mit der Marquise zugleich in Ungnade fallen möchte, den Plan zu zerstöhren. Es wurde ein Sekretär des Duks **de Guise** ins Spiel gezogen, der die Handschriften gut nachmalen

konnte;

konnte; dieser wurde bestochen, und gab sich für den Verfertiger, der dem König vorgelegten Briefe aus, wozu er durch Versprechungen und Liebkosungen der Frau **von Villars**, aus Haß gegen die Marquise, sey bewogen worden.

Der König war leicht zu überreden. **Frau von Villars** wurde auf ihre Güter verwiesen, der Prinz gieng nach Ungarn in den Krieg, der Sekretär kam auf einige Zeit ins Gefängniß, und die Marquise erhielt die Gunst des Königs wieder.

Die Königin, die Theil an der Affaire genommen hatte, und sie nun zu Gunsten der Marquise geendigt sah, warf einen grossen Haß auf sie, lies sich öffentlich merken, wie ihr zu Mute war, und beschloß, sie völlig zu stürzen.

Der Hof nahm Theil an den Feindseligkeiten von beiden Seiten, und der König wurde ungehalten auf seine Gemalin. — Er wurde dieses Leben überdrüßig, und fieng

an mit dem Fräulein **Bourdaisiere** wieder zärtlich zu leben, die er dann an den **Grafen von Estampes** verheuratete. Auf diese Liebe folgte die Liebe zur Gräfin **Moret**; und so wankte er verdrüßlich und liebevoll, bald hin, bald her. *)

Des Königs neue Liebschaften, und das Betragen der Königin bestimmten die Marquise eine neue Mine springen zu laßen.

Sie stellte sich in Magdalenengestalt dar, stellte dem König vor, daß sein Gewissen

*) Der König war überhaupt, was Liebe betraf, ein wenig dem Wechsel geneigt, und ausser seinen Liebschaften mit Gabrielen und der Marquise, ausser den Ausbrüchen seiner Zärtlichkeit, deren er sich auf kurze Zeit hin und wieder überlies, vermehren auch die Namen folgender Damen das Register seiner Geliebten; als da sind:

Frau von Sauve — Fräulein Fousseuse — Gräfin von Guiche, Wittwe des Grafen

sen ihm nicht erlaube, sie ferner zu besuchen, und bat um Erlaubniß, sich mit ihren Kindern aus dem Königreiche begeben zu dürfen. Der König billigte den Entschluß und ihren Vorsatz sich nach England zu ihrem Anverwandten, dem Herzog **von Lenox** zu begeben, doch mit der Bedingung, daß ihre Kinder in Frankreich bleiben sollten. Zugleich bat er sich das Heuratsversprechen aus, welches sie jetzt jederman zeigte, der es nur sehen wollte.

Das wollte sie nicht zurückgeben. Der König mußte sich seines Ansehens bedienen,

 aber

Grafen von Grammont — Marquise von Guercheville, Wittwe des Grafen von la Roche-Guyon — Maria von Beauvillers, Aebtissin von Montmartre — Luise von Boudos, Gemalin des Konnetable von Montmorenci — la Glandée — Fräulein la Bourdaisiere — Frau von Villars — Gräfin Moret — Duchesse von Nevers — Henriette von Montmorenci, u. v. a. m.

aber ihr doch 20,000 Thaler und den Marschallsstab für ihren Vater geben, damit er es wieder bekam.

Nun schien die Ruhe hergestellt zu seyn, als die Nachricht kam, daß der Herr von **Entragues** und sein Sohn sich in eine Verschwörung mit den Spaniern eingelassen hätten. Der Vater erhielt Arrest, und die Marquise, die man für die Urheberin der Konspiration hielt, bekam gleichfalls Wache in ihrem Hause.

Aber der König fiel in seine alte Leidenschaft zurück, und die Marquise erhielt heimliche Visitten von ihm.

Die Königin wüthete Rache. Sie bot alles auf, dieselbe zu befriedigen, sogar, wie man sagt, hielt sie sich in den Armen des Marschalls von **Ancre** schadlos.

Der König wankte wieder zur Duchesse von **Nevers**, und der Prozeß wider die Konspiranten wurde rasch betrieben. — Die Marquise sollte in ein Kloster gesperrt

werden

werden, aber die Königin triumfirte zu früh, denn der König hob die Vollziehung des Urtheils auf, und als er ihr gezeigt hatte, daß er ihren Stolz demüthigen könne, lies er einen Begnadigungsbrief ausfertigen, durch welchen sie Erlaubniß erhielt, sich auf ihr Schloß Verneuil zu begeben.

Ihr Vater und Bruder wurden mit ewiger Gefangenschaft begnadiget, und nach einigen Monaten erklärte der König die Marquise für völlig gerechtfertiget und unschuldig, und verbot alle Anklage gegen sie.

So rechtfertigt die Liebe auch die größten Vergehungen.

Bald wurde die Marquise wieder aus ihrem Exil zurück nach Hofe berufen, und der König schenkte ihr seinen Umgang wie zuvor. Er theilte seine Stunden unter die Marquise und die Gräfin **Moret**. Jede hatte einen Liebhaber, der in Geheim glücklich war, und die Theilung erzeugte also keinen Mißmut. — So verstunden **damals**

die Damen die Kunst, mit ihren Reitzen zu wuchern!

Und so erhielt sich die Marquise im Strudel des Hofs und auf dem Meere der königlichen Liebe, bald oben, bald unten, bald in der Mitte, bald am Strande, so gut es ihr möglich war. Bald fuhr sie mit vollen Segeln, bald zog sie dieselben ein, nachdem Wind und Wetter ihr günstig oder ungünstig waren — und wurde zuweilen ihr Nachen gar leck, so besserte sie ihn wieder aus, wagte neue Fahrten, mit Glück oder Unglück, wie nun so eben die Konstellation gut oder schlimm war. Genug, ihr Leben verfloß im Wechsel, wie die Zeit, und Ebbe und Flut durchströmte ihre Tage.

VII.

Margaretha von Valois.

Heinrich IV. damals nur noch König von Navarra allein, war der Mann, den Karl IX. König in Frankreich, des Kriegs mit den Hugenotten müde, als das Oberhaupt ihrer Parthei, an sich ziehen mußte, wenn er der Politik Gehör gönnen wollte. Dies glaubte er durch eine Vermälung **Heinrichs** mit seiner Schwester **Margaretha** am besten bewerkstelligen zu können. Er lies ihm dieselbe zur Ehe anbieten, und der Antrag wurde angenommen.

Die Hochzeit, ein lustiges Vorspiel eines blutigen Nachspiels, wurde mit sehr viel Feierlichkeit vollzogen.

Katharina von Medicis hatte mit den **Guisen** die Ausführung eines schrecklichen Plans geschmiedet, die blutige Bartholomäusnacht erschien, und alle Hugenotten,

ten, die zu der Vermälungsfeier gekommen waren, wurden bekanntlich niedergemacht.

König Heinrich selbst wurde nebst dem Prinz von Condé gefangen genommen, doch kamen beide mit der Furcht ihr Leben zu verlieren, davon, blieben aber als Gefangene bei Hofe, bis Heinrich III. nach seiner Gelangung zum Throne, sie in Freiheit setzte.

Doch wir wollen hier nur seine Gemalin schildern!

Margaretha von Valois war eine der verliebtesten Prinzessinnen ihrer Zeit, und zeigte unwiderleglich, daß sie noch mehr als das völlige Ebenbild ihrer Mutter, **Katharina von Medicis**, war.

Sie liebte Musik, den Umgang mit Gelehrten, witzigen Leuten, war selbst sehr unterhaltend, oft witzig, und äusserst galant. Bis zur Verschwendung trieb sie ihre Freigebigkeit, liebte Pracht und Aufwand, borgte überall, bezahlte aber nie.

Ihr wollüstiges Temperament erhielt Nahrung durch die verderbten Sitten des ausschweifendsten Hofs, den es je gab, und sie bekam nach und nach eine Routine in der stärksten und sinnlichsten Galanterie, die sie zu einer der größten Liebesabentheurerin ihrer Zeiten machte.

Vor ihrer Heurat hatte sie schon viele Liebschaften gehabt, und die Folge wird die Leser hierinne mit mehrern unterrichten.

Einst liebte sie den wackern **Bussy d'Amboise**, der sich aber wenig um ihre Liebe bekümmerte.

Es vergieng keine Gelegenheit, bei welcher sie ihm nicht zu verstehen gab, wie werth er ihr sey. Sie sah ihn nie, ohne daß Stirn und Wangen ein Scharlach überzog, den **Bussy** aber nicht für den Purpur ansah, nach welchem er trachtete. Er war ein Praktikus in der Liebe und vermuthete aus guten Gründen, die Forderungen der Prinzessin, möchten seine Kräfte übersteigen;

gen; deshalb floh er jede Gelegenheit Margarethen zu sehen, war unempfindlich bei der deutlichen Sprache ihrer Augen, um empfindlicher bei den Zärtlichkeiten seiner geliebten **Marschallin von Saint-André** zu seyn.

Heinrich IV. lebte zu **Nerac** und hielt dort einen sehr kleinen Hof. — Das stund seiner Gemalin nicht an, die das ausschweifende und freudenvolle Leben am französischen Hofe gewohnt war, wo man mit Ergötzungen und Liebesfreuden so sehr entscheidend wucherte. Sie wurde verdrüslich, und wünschte sich wieder an den Ort zurück, der ihren Leidenschaften Nahrung und Befriedigung gab.

Ihr Gemal kannte sie genau, und hätte es gern gesehen, wenn sie gegangen wär. Er lies ihr Freiheit, zu thun, was sie wollte, und man hörte an ihrem Hofe von nichts als Liebschaften, Liebesabentheuern und verliebten Entreprisen reden. Die wollü-

stige

stige Königin würkte auf die Seelen ihrer Hofdamen und Kavaliere, und war der Spiegel all' ihrer ausschweifenden Handlungen.

Ihr Bruder, König **Heinrich** III. haßte sie herzlich und gab ihrem Gemal Nachricht von ihrem zügellosen Leben, und von ihren Liebesergötzungen, besonders mit dem Vikomte **Turenne**. Der König aber spielte den Politiker, zeigte die erhaltenen Briefe den beiden Liebesleuten selbst, und bat den Liebhaber seiner Frau, deshalb den Hof nicht zu verlaßen, wie er thun zu wollen, vorgab.

Margaretha sann darauf, sich zu rächen. Nach dem Beispiele ihrer Mutter, die beständig Weiber und Mädchen um sich hatte, mit denen sie die Herzen der Männer fieng, an deren Fang ihr etwas gelegen war,*) bot

*) Eins von den vielen Beispielen dieser Art, S. im I. Th. dieser Skitzen ꝛc. S. 69. f. f. Katharina war die größte Gelegenheitsmacherin ihrer Zeit, wenn ihre Politik es verlangte.

bot sie ihre Damen auf, sich und sie an den Rittern ihres Gemals zu rächen, und selbst dieser lies sich von den Reitzen der schönen Fosseuse hinreißen, die ihre Rolle vortreflich spielte, und ihrer Lehrerin viel Ehre machte.

Die Königin gieng endlich wirklich an den Hof ihres Bruders, unterhielt sich, wurde unterhalten, und fieng lauter Zwistigkeiten an.

Ein Kourier des Königs, ihres Bruders, der mit Depeschen nach Italien gehen sollte, wurde unterwegs seiner Depeschen beraubt und ermordet. Allgemein wurde **Margaretha** für das Werkzeug dieses Streichs angesehen, und der König suchte sich zu rächen. Er warf ihr ihre Vertraulichkeit mit **Chanvalan**, ihren ausschweifenden Lebenswandel, ihre Unordnungen vor, und befahl ihr, sich wieder zu ihrem Gemal zurück zu begeben.

Sie

Sie gieng. Ihr folgte aber auf ihres Bruders Befehl ein Garde Kapitain, der ihre Sänfte durchsuchte, ihr die Larve vom Gesicht riß, etliche ihrer Diener und zwei Damen von ihrem Gefolge in Verhaft nahm. — Sie wurden einzeln über die Lebensart der Königin verhört, und darauf in die Bastille gebracht.

Heinrich IV. wollte nach diesem Vorgang seine Gemalin nicht recht wieder annehmen. Er verlangte, man solle sie, sey sie schuldig, bestrafen, oder, sey sie unschuldig, ihre Ehre wieder herstellen; aber er war der schwächste Theil und mußte sie wieder aufnehmen.

Die Aussöhnung war aber von keiner langen Dauer. **Margaretha** setzte ihren Ausschweifungen keine Grenzen. Ihr Gemal mochte sie nun wohl etwas strenger behandeln, und sie empörte sich öffentlich gegen ihn. Aber da sie keine Parthei

an dem Hofe ihres Bruders hatte, fand ihr Gemal gar keine Schwierigkeit, sie zu verstoßen.

Sie gieng nach Auvergne, und wählte das Schloß **Usson** zum Schauplatz ihrer Ausschweifungen, lies es noch mehr befestigen, und lebte dort in ihrem Elemente, bis der König sie zu sich rief, ihre Einwilligung zur Ehescheidung zu erhalten, die, so lange **Gabriele** lebte, nicht vor sich gehen wollte, nach deren Tode aber, bald erfolgte.

Wir wollen, um der Königin in ihren Liebesabentheuern zu folgen, den Lesern das Manifest ihres Gemals gegen sie mittheilen, aus welchem dieselben ihre Aufführung zur Gnüge beurkundet sehen können.

Auszug
aus
dem Manifest Heinrichs IV.
seine Ehescheidung
von
Margaretha von Valois
betreffend.

"Ich habe immer den Grundsatz verabscheut, den Tyrannen behaupten: daß der König über seine Gesetze erhaben, und nur sein Wille die Richtschnur seines Lebens sey; ich glaube vielmehr, daß der, der Gesetze giebt, dieselben auch durch sein Beispiel bestätigen muß. Die wahre Größe eines Monarchen ist seine Billigkeit, sein Ruhm, die Liebe seiner Unterthanen. — Ich mußte mein Königreich, zu deßen Besitz meine Geburt mich berechtigte, mit den Waffen erobern, aber ganz Europa ist Zeuge, daß ich mehr Beleidigungen verziehen, als Rache an meinen Feinden ausgeübt habe. Den Feinden der öffentlichen Ruhe sowohl, als

meinen persönlichen Feinden, habe ich verziehen. Und doch muß ich jezt hören, daß Fremde und Franzosen mich tadeln, daß ich mich nach einer 28. jährigen Ehe von meiner Gemalin trennen will. Der eine sagt, ich sey ein Wollüstling, der andere, macht mich zum Atheisten, und alle sagen, ich sey ein Undankbarer. Ich wollte erst über den unangenehmen Zeitpunkt meines Lebens einen Schleier werfen, aber da meine Ehre kompromittirt wird, so muß, und werde ich mich rechtfertigen. — — — — — — —

Ich kannte meine Gemalin vorher so wenig, daß ich nicht einmal wußte, daß sie bereits im eilften Jahre ihres Lebens der Wollust ergeben war, und daß **Entragues** und **Charrins** öffentlich erzählten, ihre höchste Gunst erhalten zu haben. — Herr **Entragues** wurde durch ihre heftigen Anreizungen an den Rand des Grabes gebracht, wurde gezwungen sie zu verlaßen, und nahm eine weniger schöne, aber enthaltsamere Dame zur Frau.

Char-

Charrins hatte seinen Abschied erhalten, und es folgte nun der Prinz von **Martigues**, der sich seines Glücks, von dem er wonnetrunken war, öffentlich rühmte. — Nach seinem Tode erhielt seine Stelle der Duk de Guise, und allen ihren Vergehungen setzte sie durch den strafbarsten Umgang, durch Blutschande mit ihren Brüdern, den Duks d'Anjou, und d'Alencon, die Krone auf.

So lebte sie vor unserer Heurat, und man urtheile selbst, ob es mir viel Mühe kostete, ein Kleinod zu erobern, welches erste Liebe schenkt.

Nach meiner Verbindung mit ihr, bewog ihre gute Freundin, die Duchesse von **Nevres**, die ihren **Coconois** gar zärtlich liebte, sie, ihren Vertrauten **la Molle** zu begünstigen. Als diese Herren, wegen der Verschwörung des **Montmorenci** und **Cosse**, in die sie verwickelt waren, ihre Köpfe auf dem Schaffot verloren, brachten diese zärtli-

 chen

chen Weiber dieselben selbst nach der Kapelle St. Martin, bei Montmartre, benetzten sie mit ihren Thränen und begruben sie mit eigenen Händen.

Der über den Tod ihres Geliebten sehr betrübten Königin erbarmte sich der Herr von Saint Luc, und gab ihr tröstliche Nachtvisiten. Um aber auch die Stunden des Tags nicht in Traurigkeit zu verlieren, suchte sie sich Bussi zum Zeitvertreiber aus, der aber den Posten bald verlor, weil er tapferer an der Spitze eines Korps Soldaten, als in den Schlafzimmern der Damen focht.

Ohne Rücksicht auf den Partheigeist, gab sie dem dicken, fetten, muntern Duk de Maine Gehör, der einerlei Geschmack mit ihr hatte. Allein der Duk war so unbesonnen, einst der Frau von Vitry zu schreiben, er zög die Sonne dem Mond vor, das hies, sie, der Königin, denn meine keusche

Ehehälfte lies sich Diana nennen, und der Umgang mit ihm, wurde aufgehoben.

Sie wendete sich nun, damit diese sich nicht zu beklagen hatten, zu den Hugenotten. Der schöne Vicomte **Turenne** war der erste, dem die Ehre zu Theil wurde, die Königin zu amusiren, aber er leistete nicht, was er versprach, und erhielt seinen Abschied.

Nach ihm folgte **Clermont d'Amboise**, der sie oftmals noch im Nachtkleid an der Thür ihres Zimmers umarmte, während ich, um ihr Zeit zum Niederlegen zu laßen, im Zimmer auf und ab gieng, oder mit meinen Offizieren mich unterhielt. — War ich nicht ein gefälliger Ehemann? —

Ich will meine Gründe angeben, warum ich so gelaßen dem allen zusah. Ich war König ohne Königreich, und Oberhaupt einer Parthei, die ich öfters ohne Geld und ohne Truppen aufrechthalten mußte, und

wenn ein Sturm mir drohte, so mußte ich mich darein schicken, so gut ich konnte. Meine Frau war mir also nützlich, denn wegen ihr schonten mich ihre Brüder, schonte mich ihre Mutter, die mich nie leiden konnten. Und übrigens lockten ihre milden Reitze manchen tapfern Mann, der durch ihre Gefälligkeiten bestimmt wurde, auf meiner Seite zu seyn. — Ich mußte sie also schonen, und sie liebhaben laßen, wem sie wollte.

Der alte Thor **Pibrac**, den die Liebe zu ihrem Kanzler machte, machte ihn auch zu ihrem Narrn.

Ein Astrolog hatte ihr prophezeit, sie würde 1580 zwischen den 21sten und 28sten März von meiner Hand, meiner beleidigten Ehre wegen, aufgeopfert werden, aber meine Klugheit, und die Hofnung mich von ihr zu scheiden, machten den Propheten zum Lügner. So lebten wir fort, ich, nachsichtig, sie, wollüstig.

Ihre

Ihre Wollust zu erhöhen, lies sie ihr Bett mit schwarzem Taft überziehen, und ihr Schlafzimmer mit mehr als tausend Wachslichtern erleuchten.

Sie wurde endlich fruchtbar, und lies ihr Ebenbild unter fremden Namen erziehen, das ihre Mutter in allen ihren herrlichen Talenten zu übertreffen verspricht.

Ich und meine Person waren ihr verächtlich, und meine Geburt war, wie sie meinte, weit unter der ihrigen, da doch gewiß zu Florenz mehr als hundert Kaufmannsfamilien existiren, die näher mit ihr verwandt sind, als irgend ein Abkömmling der berühmten Häuser Foix und Albret, mit dem Hause Bourbon.

Nachdem sie von ihrem Bruder in **Paris** gedemüthiget worden war, verlies sie mich und gieng nach **Agen**, einer Stadt von meiner Gegenparthei. Dort schlug sie ihren galanten Hof auf, und gab durch ihre

Ausschweifungen, den Einwohnern soviel Aergerniß, daß sie mit Schimpf und Schande von denselben aus ihren Mauern gejagt wurde, wobei sie kaum soviel Zeit gewann, ihren Liebhaber hinter sich auf dem Pferde, mit der Flucht zu retten. Ihre Damen, die nicht Wagen und Pferde genug bekommen konnten, folgten ihr, so gut es gehen wollte, einige ohne Masken, andere ohne Schürzen, manche halb nackend, und so, wie sie einherzogen, hätte man sie eher für eine Bande Zigeunerinnen, als für Hofdamen einer Königin gehalten. Sie wurden zu Pferde und zu Fusse von einigen Offizieren begleitet, von denen viele keine Stiefeln hatten, und wendeten sich unter **Ligneracs** Anführung nach **Carlat** in den Gebirgen von Auvergne, wo sein Bruder **Marté** Gouverneur des festen Platzes war, der aber doch mehr Aehnlichkeit mit einer Räuberhöle, als mit dem Aufenthaltsort einer Prinzessin hatte, die Frau, Tochter und Schwester eines Königs war.

Ich erröthe, indem ich dieses erzähle, und die Nachwelt wird lesen, daß meine Gattin in Ansehung der niedrigsten Ausschweifungen, alle ihre Vorgängerinnen übertraf.

Umsonst hofte ich lange auf ihre Besserung. Ihr Beharren, alle heilige Rechte der Ehe so öffentlich zu verletzen, befestigte endlich den Entschluß das Band zu zerreissen, welches mich an sie fesselte. Gott ist mein Zeuge! daß ich alles das ungern erzähle, daß ich gezwungen, mich zu dem Schritte entschliesse.

Ihr Bruder selbst schrieb mir, daß, wenn ich seine Schwester nach ihrer Flucht aus Paris so behandelt, wie sie es verdient hätte, ich mir allen diesen Verdruß erspart haben würde: Er sagte öffentlich bei Tafel, daß seine Schwester, die Königin in Navarra, es nicht nur mit den Kadetten in Gaskogne gehalten, sondern

dern so gar die Maulthiertreiber und Kesselflicker in Auvergne aufgesucht und mit ihren Gunstbezeugungen beglückt habe.

Sie war auch wahrhaftig in der Wahl ihrer Liebhaber nicht ekel, den zu Carlat war ihr Koch der Begünstigte, dem sie sich und ihre Liebe preis gab.

Ihre schlechten Umstände verscheuchten ihre Lieblinge, denn auch **Saint-Vicent** entfernte sich, um nicht ihr ganzes Haus ernähren zu müßen.

Ihr Stallmeister **Aubiac**, mit kupfrichter Nase, mit rothen Haaren und gesprenkter Haut, wurde nun ihr Liebling. Frau von **Marte** überraschte sie einst des Morgens im Bett mit ihm. Dieser allzufrühzeitige Besuch kostete ihrem Manne das Leben. Die Königin schafte sich ihn durch ein kleines, im Vaterland ihrer Mutter zubereitetes Tränkchen vom Halse, und nun be-

meister-

meisterte sie sich des Platzes, wo sie Obdach gefunden hatte. Aber umsonst, sie mußte wieder eben so entfliehen, wie sie dahin gekommen war, und eilte auf das Landgut ihrer Mutter, wo sie auf Befehl ihres Bruders mit ihrem Geliebten gefangen genommen wurde. Sie hatte Mut ihr Leben für ihn zu laßen. So weit war es mit ihr, mit einer Enkelin des berühmten Heldenstammes Valois, gekommen! — —

Sie konnte unwiderstehlich reitzen, wenn sie wollte. Dieses Mittels bediente sie sich nun gegen den Marquis **Cavillac**, der sie arretirt hatte, und dieser wurde, trotz seiner Pflicht, selbst der Gefangene seiner Gefangenen. Er lies ihren Aubiac aus Eifersucht hängen, der bis an das Ende seines Lebens ihr getreu war, und in der Stunde seines Scheidens, einen blausammetnen Muff von ihr küßte, da er sie selbst nicht mehr küssen konnte. —

Aber auch **Cavillac** wurde von ihr hintergangen. Sobald andere ihr ergebene Garnison nach **Usson** kam, schickte sie ihn nach Saint-Cirque, und mochte weiter nichts mehr von ihm hören.

Sie zog einen Trupp Soldaten aus Orleans an sich, und als sie sich sicher genug glaubte, überlies sie sich ganz ihren Lüsten. — Ihr Muster war die **Nanna** des **Aretin**, und diesem kam sie so gut bei, daß sie dem Weibe des **Jokondo**, und der Frau des Königs der **Lombardie** hätte aufzurathen geben können. Sie begnügte sich mit ihren Sekretären, Sängern, und einigen nagelneuen Edelleuten.

Pomini, der Sohn eines Kesselflickers aus Auvergne, den sie, als er Chorschüler an der Hauptkirche war zu sich nahm, schwang sich durch seine Stimme zur Würde

de ihres Kammermusikus empor. Aus der Kapelle kam er ins Zimmer, aus dem Zimmer in ihr Kabinet, versah Sekretärstelle und fertigte Depeschen mancherlei Art aus. Unter allen ihren Liebhabern war dieser ihr der liebste, der, wie sie sagte: seinen Körper, seine Stimme, sein Gesicht und seine Haare nach ihrem Belieben veränderte und zu jeder Stunde Audienz bei verschlossenen Thüren erhalten könnte. Um seinetwillen lies sie die Betten ihrer Hofdamen so erhöhen, daß man alles, ohne sich zu bücken, sehen konnte, was darunter war, damit er sich nicht darunter verstecken möchte. — Ja sie besang ihn sogar ꝛc. ꝛc."

Und weiter wollen wir diesem Manifeste nicht folgen, die Leser können es in den: Amours de Henry IV. selbst nachlesen,

lesen, wenn sie Lust haben die Unregelmäßigkeiten dieser Königin bis auf den letzten Punkt kennen zu lernen. Ich beziehe mich nur noch auf das, was ich in der Vorrede wegen Mittheilung dieser Skizze gesagt habe.

VIII.

Kamilla Kafarelli.

Pietro von Medicis, der Sohn des berühmten Kosmus, mit dem Beinamen, der Prachtvolle, der ohne Widerspruch der reichste und ansehnlichste Privatmann seit Anbeginn der Welt war, starb, *) und hinterlies zwei Söhne als Erben seiner Größe, seines Ansehens zu Florenz, und seiner Schätze, Namens Lorenzo **) und Julian. ***)

Das Volk war schon gewohnt die Mediceer als ihre Herren zu betrachten, und Thomas Soderini, ein Mann von allgemeinem Ansehen, unterstützte das Haus der

*) Im Jahr 1472. und nach andern 1469.

**) Im Jahr 1448.

***) Im Jahr 1453.

Mediceer so gut, daß die beiden Sprossen deßelben, in öffentlichen Versammlungen die nehmlichen Ehrenbezeugungen empfiengen, als sie die Florentiner nur ihren **Fürsten** gewähren konnten. *) Das Volk nahm sie für seine Söhne, und sie das Volk, durch einen Aktus, als Vater an.

Sie vermehrten durch ihre Freigebigkeit die Anhänglichkeit des Volks an ihrem Hause, ihre Prachtliebe reitzte und entzückte, ihre Gefälligkeit gewann ihnen die Herzen des Volks.

Lorenzo war ein lebhafter, unternehmender, und etwas ehrsüchtiger Mann; **Julian** war sanfter, genügsamer und empfindsamer für die Reitze der Liebe.

Womit **Lorenzo** die Herzen des Volks auch sehr gewann, war, daß er ausser seiner Frei-

*) *Erycei Puteani* Historia Medicea. Antwerp. 1634. p. 25.

Freigebigkeit*) auch sehr gottesfürchtig war; d. h. er besuchte fleißig die Kirche, und gab reichlich Allmosen. Was seinen Körperbau betrift, so war er von etwas mehr als mittelmäßiger Figur, breitschulterig, stark und fest gebaut, und so schnell, daß im Wettlauf ihm keiner den Preis streitig machen konnte. Er war nicht schön vom Gesicht, aber sein Ansehen flößte Ehrfurcht ein. Sein Gesicht war schwach, seine Nase war nieder-

*) *Nicolo Valori* in Vita del Magnifico *Lorenzo* de *Medici* il vecchio, (Fiorenza 1568.) giebt hierzu einen Beleg. Lorenzo war ein sehr großer Liebhaber von Pferden, und sah einst ein Pferd eines Sicilianers, das sehr schön war, welches er zu besitzen wünschte. Der Sicilianer hatte den Wunsch kaum vernommen, als er es dem jungen Lorenzo schenkte. Dieser machte ihm dafür ein sehr großes Gegengeschenk, und als sein Stallmeister sagte, er würde viel wohlfeiler zu dem

niedergedruckt und ganz geruchlos; das that ihm eben nicht leid, weil es, wie er zu sagen pflegte, unter den riechenden Körpern mehrere giebt, die übel, als wohl riechen. — Uebrigens war er ein Freund der Gelehrten, und selbst in den Wissenschaften wohl erfahren.

Die Züge zu dem Bilde seines Bruders Julian, liefere die gegenwärtige Erzählung selbst.

Als

dem Pferde gekommen seyn, wenn er es gekauft hätte, antwortete er: das Geschenk war königlich; ich mußte deswegen beweisen, daß es noch weit königlicher ist, sich nicht an Freigebigkeit übertreffen zu lassen. Aber das konnte auch Lorenzo thun, denn selbst der Herzog Galeazo zu Mailand sagte: er könne zwar auch Schätze aufzeigen, aber in Lorenzo's Hause, wären alle Kostbarkeiten beisammen, die man an den äussersten Grenzen der Welt kaum zerstreut anträf.

Als Pietro starb, war Lorenzo 21 Jahr alt, und die von seinem Vater verwalteten Staats- und Ehrenämter der damaligen Republik **Florenz**, wurden ihm mit viel Gepränge übertragen. Es gab Familien, die das Ansehen des Hauses **Medicis** mit tödlichem Verdruß wachsen sahen. Unter diesen war die Familie **Pazzi** die vorzüglichste, an Reichthümern, Ansehen, und Anzahl der Personen und ihrer Verbundenen.

Der große **Kosmus** von Medicis, der sie fürchtete, hatte schon lange versucht, sie mit seinem Hause näher zu verbinden, indem er seine Tochter dem Sohne des Hauptes der Familie **Pazzi** zur Gemalin gab. Aber er hätte bedenken sollen, daß unter den Großen Ehevereinigungen nur schwache Bande sind, Herzen zu verbinden, die Ehrgeitz und Staatsinteresse zerspalten. Und dazu mußte noch die Macht der Liebe dem innern verschlossenen Feuer ihrer

Privatrache, den schrecklichsten Ausbruch geben.

Jakob, das Haupt der Familie **Pazzi**, war ohne Kinder, hatte aber sieben Vettern, die Söhne seiner beiden Brüder. Der älteste, **Wilhelm**, hatte sich mit **Bianka von Medicis**, und der andere, **Johann**, mit der Erbin und einzigen Tochter des Grafen **Borromeo** *) vermählt. Unter den übrigen befand sich noch einer, **Francesko**, ein Mann von Geist, lebhaft, wohlgestaltet, angenehm im Umgange, leicht zu beleidigen, kühn bis zur Verwegenheit, und sehr empfindsam gegen die Eindrücke der Liebe. — Sein Busenfreund war **Jeronimo**, der **Fürst von Furli**, ein natürlicher Sohn des

*) Als dieser starb, wußte es Lorenzo dahin zu bringen, daß mit seinen Gütern ein anderer belehnt wurde, und Pazzis Gemalin, als eigentliche Erbin, nichts bekam. Dieses brachte Johann Pazzi sehr gegen das Haus Medicis auf.

des bekannten Papstes Sixtus V. der sich aus dem Staube, auf den päpstlichen Stuhl geschwungen hatte. Diesen Jeronimo hatte Francesko zu Rom, wo er sich wegen Handlungsgeschäften oft befand, kennen lernen, in ihm einen Freund und Widersacher des Hauses Medici, wie sein Vater selbst war, gefunden. Dieses schloß das Band ihrer Freundschaft fester, und gab ihren wechselseitigen Zuneigungen den Ausschlag.

Es gehört in die Geschichte, auf welche ich meine Leser verweisen muß, die tausendfältigen Faktionen zu dieser Zeit, die Ursache des Mißvergnügens der Familie Pazzi, und dergleichen zu schildern und kennen zu lernen. Hier kann nur ein kleiner Theil derselben berührt werden; denn noch ist nicht einmal die Hauptperson dieser Skitze aufgetreten, und meinen Leserinnen ist vielleicht schon Zeit und Weile lang geworden, sie kennen zu lernen.

Francesko war fein genug, sich öffentlich an den jungen Julian anzuschließen, und jedermann, selbst der gutmüthige Jüngling, dem er seine Freundschaft aufdrang, glaubte, er nähre den allgemeinen Haß der Pazzi nicht gegen die Mediceer in seiner Brust.

Lorenzo hatte, wie sein Vater, sich mit einer Prinzessin des berühmten Hauses Orsini vermält. Bei der Geburt seines ersten Sohnes nahm er sich vor, an dem Tage des Kirchenganges seiner Gemalin, ein Fest anzustellen, welches an Pracht alle Festins der Fürsten Italiens übertreffen sollte; und er führte diesen Vorsatz aus. Da er ein großer Freund von ritterlichen Spielen war, so konnte es nicht fehlen, ein Turnier mußte diesen Tag verherrlichen. — Der Tag dieses Festes erschien, und alles was jung, galant und schön in Florenz war, erschien an dem bestimmten Orte.

Klarissa Orsini, Lorenzo's Gemalin, die man öffentlich, obgleich Florenz noch eine Republik seyn sollte, die Prinzessin hies, erschien mit unbeschreiblicher Pracht, den Dank des Turniers auszuspenden, und ihre Gegenwart, die dem ganzen schönen Geschlechte zu Florenz die Freiheit verstattete dem Feste beizuwohnen, schien die Pracht des Turniers noch weit mehr zu erhöhen.

Alle Gallerien und Balkons, die den zum Wettrennen der Ritter bestimmten Platz umgaben, waren mit den schönsten Frauen und Mädchen, mit den lieblichsten und galantesten weiblichen Geschöpfen besäet. Kaum hatte Florenz an seinem Himmel so viel Sterne je beisammen erblickt, als jetzo schöne Augen an den Planken der Turnierbahn glänzten. Die Loge der Prinzessin selbst aber, war ohne Widerrede der Sammelplatz aller Liebreitze und Schönheiten. Hier befanden sich zwanzig der schönsten Damen, von denen jede ein Modell zu einer Göttin

des Alterthums, oder zu einer Madonna hätte liefern können. Jedes Auge weilte mit Entzücken an diesem Sammelplatze der Schönheit, jedes Herz schlug stärker bei dem seligen Anblick, und alle Seelen schienen beinahe nicht stark genug zu seyn, lange einen solchen überraschenden Wonneanblick zu ertragen.

So lange auch das Auge hier gefesselt blieb, und das letzende Vergnügen, das hinreissende Entzücken, der höchste Grad des Wonnegefühls nun jedes Herz bestürmt hatte, blieb es dennoch in jeder Seele lange unentschieden, welcher von diesen Schönheiten der Vorzug gebühre? denn jede vereinigte so viele eigene Annehmlichkeiten in sich, und die Reitze dieser herrlichen Gruppe waren so verflochten, daß es sehr schwer wurde, einen Preis, einen Vorzug, dieser oder jener Dame zu ertheilen.

Aber **Julians** Herz that, wie das Herz des **Francesko**, einen Ausspruch, den

Augen

Augen und Herz eines jeden Zuschauers kaum gethan, kaum zu thun gewagt haben würden.

Kaum eilten sie an der Spitze ihrer Quadrillen *) an die Loge der Prinzessin, sie zu begrüßen, als ihre Augen zugleich auf die schöne, junge **Kamilla**, aus dem Hause **Kafarelli**, trafen.

Gleich einem Blitzstral fuhr es beiden, wie ein elektrischer Schlag durch das Herz; beide wurden von Kamillens Schönheit entzückt, beide empfanden zugleich das süsse Weh und Wohl der Liebe.

Sie kehrten auf ihren Posten zurück, und als **Altoviti** und **Mancini**, welche die andern beiden Quadrillen anführten, ihre

*) Bei teutschen Turnieren: Vergatterung, wenn man die Helme (d. i. Ritter) in Trupps zum Angrif theilte und anführte.

ihre Komplimente gemacht hatten, fieng das Wettrennen an.

Das Feuer, welches die beiden vornehmsten Anführer beseelte, der Wunsch Kamillens Blicke auf sich zu ziehen, gab ihrem Mut und ihrer Herzhaftigkeit neue Stärke, und so blieben sie bald die einzigen auf der Bahn, die sich den belohnenden Kampfpreis streitig zu machen suchten. — Da that Julians Roß einen Fehltritt, und er mußte, troz seiner Geschicklichkeit, den Sattel räumen. Aber **Francesko** war viel zu galant und fein, als daß er es gewagt hätte, den Zufall geltend zu machen. Er bestund darauf, daß dieses Rennen nicht gelten solle. Die Kampfrichter gaben ihm ihren Beifall, aber **Julian**, der sich nicht gern von einem Grosmütigen beschämen lies, führte **Francesko** seines Weigerns ungeachtet, selbst zur Bühne, daß er aus den Händen der Prinzessin den Dank des Turniers empfangen möchte.

Er empfieng ihn, er nahm ihn an, aber seine Gedanken waren bei der schönen Kamilla, und sein Herz kannte keinen Preis, als den, den die Minne dieser Holden reichen konnte.

Julian hieng mit nicht weniger Entzücken an Kamillens schönen Augen. Er sah und hörte nicht, was um ihm vorgieng, er war nur empfindend für Kamillen da.

Die Bescheidenheit, welche in ihren Blicken thronte, nahmen beide für den Ausbruch einer wechselseitigen Zärtlichkeit, und beide waren fest entschlossen, auf dem Abendball die Entscheidung ihres Glücks zu betreiben.

Kamilla kam selten in die Welt, und hatte, troz ihrer Schönheit, bisher noch wenig Aufsehen gemacht. Sie war zwar aus einem guten Hause, aber weder für Francesko, noch für Julians Interesse war es dienlich ein Mädchen zu lieben, de-

ren Vater aus **Florenz**, als ein ewiger Gegner des Hauses Medicis vertrieben worden war, ein Mädchen, die weiter nichts ausser ihren Reitzen, als das besas, was die Gnade der Prinzessin ihr zukommen lies.

Aber wie konnten die entzückten, von Kamillens Schönheit bestochenen Liebhaber an so etwas, an etwas anderes überhaupt, als an ihre Liebe denken?

Aengstlich erwartete **Julian** die Stunde, in welcher er Kamillen bei dem Ball näher kommen sollte. Sein Herz schlug laut dem ersehnten Augenblick entgegen, und tausendmal wiederholte er, was er dem Abgott seines Herzens sagen wollte, — als sein Bruder in sein Zimmer trat, und ihm ankündigte, daß seine Gegenwart bei einer geheimen Konferenz, zum Besten des Staats erforderlich sey. Man hatte sich nichts Gutes vom König in Neapel zu versehen, der **Pisa** und einige Seeplätze zu überfallen drohte, und die Häupter des Staates be-

schloßen,

schloßen, daß **Julian** sogleich in Begleitung einiger Kriegs-Kommissarien nach **Pisa** reisen und dort Anstalten zu einer Gegenwehr treffen müße.

Das war ein Donnerschlag für **Julian**, der seinem Nebenbuler freies Feld durch seine Abreise laßen mußte.

Und da hatte er gar nicht unrecht. **Francesko** begab sich in geschmackvoller Tracht auf den Ball, er tanzte mit **Kamilla** und seine Blicke enthüllten ihr den Zustand seines Herzens.

Kamilla war ehrgeitzig erzogen worden, und ihre Hofmeisterin prägte ihr täglich die Nothwendigkeit ein, sich eine Parthie zu suchen, die die verfallenen Umstände ihres Glücks wieder heben könne. Diesem Grundsatze getreu, war sie fest entschlossen, ihr Herz gegen die Stürme der Liebe zu sichern, und ihrer Leidenschaft sich blos zu bedienen, um sich dem Ziele ihrer Wünsche und ihres Interesse zu nähern.

Dieses gab Francesko gewonnenes Spiel. Seine Geburt, seine Güter waren Kamillens Angeln, und die Gelegenheit begünstigte die Schritte beider.

Sie befanden sich in einer nicht stark bemerkten Gegend des großen Saals. Die Verbindlichkeiten, welche ihr Francesko schon gesagt hatte, erforderten ein Gegenkompliment und sie nahm Gelegenheit, sie mit dem Glückwunsche über den erhaltenen Preis zu erwiedern.

Francesko. Das Feuer, welches mich im Kampf beselte, ist der Flamme schönste, in der ich liebevoll für Euch brenne. Ich siegte, um besiegt zu werden.

Kamilla. Mit den Waffen, die Francesko mir zu verdanken haben will, konnte er nicht Wunder thun, die ganz Florenz in Erstaunen setzten. Ich bin so eitel nicht, mir mit dem Antheil an etwas zu schmeicheln, woran ich zweifeln muß.

Francesko. Kamilla darf nicht zweifeln, daß sie allein vermögend ist, meinen Ruhm zu befestigen.

Kamilla. Und wenn ich's glaubte?

Francesko. Ich wär glücklich! noch glücklicher aber würde ich seyn, wollte die schöne Kamilla mir glauben, daß Liebe, heftige Leidenschaft für sie, mein Inneres durchglüht.

Kamilla. Francesko, Ihr seyd ein Mann, der so etwas der vornehmsten meines Geschlechts in Florenz ohne Furcht sagen darf, es umsonst gesagt zu haben. Eure Tugenden sind eben so groß, als Eure Geburt, als Eure Glücksumstände. Aber Ihr sagt es zu mir, welcher Ungleichheit des Glücks zwischen uns nicht erlaubt, sich mit Hofnungen zu schmeicheln, deren Erfüllung soviel entgegen steht.

Nach dieser Antwort begab Kamilla sich wieder zur Gesellschaft und vermied

sorgfältig ein zweites Zusammentreffen, mit dem Liebhaber, in dessen Seele nun Stolz und Glück völlig seiner Liebe wichen.

Der Ball war geendigt, und **Francesko** konnte wenig ruhen. Schlaf und Rast flohen ihn und gaben ihn dem Zweifelkampfe seiner Empfindungen preis. Sein Herz war zu enge für den Schauplatz seiner Leidenschaft. Sein Zimmer wurde ihm zum Kerker, und kaum vergoldete Aurora die Pfosten des Himmels, als er sich auf einen öffentlichen Spaziergang begab, freier zu athmen.

Auf einem breiten Rasenbette, von einer Silberquelle durchrieselt, wollte er sich niederwerfen, als er in der benachbarten Grotte ein schlafendes Mädchen erblickte. Er näherte sich der schlafenden Schönen mit leisen Tritten und sah, — daß es **Kamilla** war, die hier in sanftem Schlummer lag.

Sie hatte, als sie vom Ball nach Hause kam, von einem Unbekannten ein Billet

erhalten,

erhalten, das sie, so wie ihr Gespräch mit Francesko, der guten Monna, ihrer Hofmeisterin, nicht vorenthielt.

Sie öfneten den Brief, der wie sie glaubten, von Francesko kam. Von diesem aber kam er nicht.

Kamilla wurde unruhig. Ein Spaziergang sollte sie zerstreuen. Monna begleitete sie, und als in der Grotte der sanfte Schlaf auf Kamillens Augen sank, gieng die gute Alte, sie nicht im Schlaf zu unterbrechen, im nahgelegnen Wäldchen auf und ab.

Francesko stand betroffen und entzückt bei der schönen Schläferin. Mit seeliger Empfindung irrten seine Blicke auf den Reitzen des holden Mädchens umher. In süsses Anschauen verloren, wagte er es kaum zu athmen. Tausend Gefühle bestürmten seine Brust, sein Herz schlug laut, und zitternd lehnte er sich an eine Felsenwand.

Da sah er einen Brief, der der Hand der schönen Kamilla entsunken war. Es war eben der, den sie kürzlich erhalten und hier noch einmal gelesen hatte.

Eine neugierige Eifersucht entflammte schnell in Francesko. Er nahm den Brief, und eilte aus der Grotte in das nahgelegene Wäldchen.

Hier traf er auf Kamillens Gouvernante, die er nicht kannte, der aber er sehr wohl bekannt war. — Er wollte ihr ausweichen, um den Brief zu lesen. Sie aber, die Lust hatte mit ihm zu sprechen, trat ihm entgegen und sagte:

"Geht nicht vorüber, ohne mit mir zu sprechen; wer weis, ob ich Euch nicht wichtigere Dinge sagen kann, als Ihr vielleicht glaubt."

Francesko sah die gute Sibille ein wenig mißtrauisch an, und da er wußte, daß ohne Antwort einem solchen Weibe nicht leicht zu entkommen ist, fragte er:

"Was habt Ihr mir zu sagen?"

Monna. Ich bin ein Weib —

Francesko. Das seh ich!

Monna. Deren Wissenschaft nicht blos auf die Kunkel und auf den Nährahmen eingeschränkt ist —

Francesko. So? —

Monna. Ich habe Kenntnisse, die —

Francesko. Nun? —

Monna. Die mir z. B. sagen, daß Ihr sehr verliebt seyd. Ich wollte Euch also sagen — Setzt Euch doch ein wenig mit mir auf diese Bank.

Francesko. Die Zeit ist mir kostbar. — Jetzt kann ich Euch nicht anhören —

Monna. Ich muß Euch also aufdringen, was ich Euch zu sagen habe. —

Indessen war Kamilla erwacht. Sie vermißte den Brief, sie sah ihre Hofmeisterin nicht, gieng in das Wäldchen, und traf sie mit Francesko im Gespräch an.

Kaum sah **Monna** sie kommen, als sie, zu Franceskos groszer Bestürzung, sich dem Angelsterne seiner Liebe ganz vertraut nahte. Er schob den Brief in die Tasche, eilte auf Kamillen zu, und sagte ihr viel Schönes. **Kamilla** antwortete ihm ganz bescheiden, und verlies mit ihrer Hofmeisterin die Promenade, ohne ihm zu erlauben, sie auch nur zu ihrer Sänfte zu begleiten.

Kaum war sie seinen Augen entschwunden, als er sich des Briefes erinnerte, und las:

"Die schöne Kamilla sehen und nicht lieben, ist eine Unmöglichkeit. Ich sah sie; ich liebte sie. Der Zufall wirft sich jetzt zwischen eine nähere Erklärung, aber meine Ungedult reiszt mich hin, ob ich gleich jetzt meine Göttin nicht sehen kann, ihr doch schriftlich wenigstens zu sagen, dasz ich sie anbete. Meinen Namen werde ich Euch selbst sagen, und Ihr werdet mich nicht unwürdig finden, Euch zu dienen."

Dasz

Daß er einen Nebenbuler hatte, sah **Francesko** wohl, aber wer war er? Dies war es, was er zu erfahren suchen mußte, worüber er mancherlei Anschläge faßte und sich nicht in geringer Unruh befand.

Wir aber wißen, wer sein Rival war, und die Leser werden leicht errathen, daß **Julian** den Brief vor seiner Abreise geschrieben hatte.

Indessen hatten **Kamilla** und **Monna**, die den Brief an einem dunkeln Orte in der Grotte, wo sie ihn nicht bemerkt hätten, liegen glaubten, geheimen Rath über den, der ihn geschrieben haben möchte.

Sie sannen hin und her, und endlich sagte Kamillens Herz ihr den rechten Namen. Sie überdachte sein Betragen in der Loge, und schnell sprach sie:

"Wie? wenn Julian von Medicis den Brief geschrieben hätte?"

Monna. Das wollen wir doch ja nicht hoffen, Kind. — Du brauchst einen Gemal, und Julians Haus verbindet sich nur mit Prinzessinnen.

Kamilla. Wenn nun aber —

Monna. Kind! ich merke, daß dir dieser Liebhaber sehr angenehm wär. Das ist nicht gut! Eine solche Leidenschaft kann dir gefährlich werden. Hege sie nicht. Der Strom der Leidenschaften ist zu rasch, die Liebe ist blind — Kind! du warst unglücklich. — Nicht wahr, gleichgiltig ist Julian Dir nicht?

Kamilla. Wahrhaftig nicht! Doch hoffe ich, daß Eure Lehren, daß Klugheit und Besinnung —

Monna. Kind! fliehe deinen ärgsten Feind!

Ein Brief von **Francesko** unterbrach ihr Gespräch. Er schrieb der guten **Monna** viel Verbindliches, scherzte über ihre Divinationsgabe, und bat um ihre Freundschaft.

Diese Attention that etwas, und eine persönliche Unterredung bestimmte die Gouvernante, ihm eine Zusammenkunft mit Kamillen in dem Garten ihrer Tante, bei der sie wohnte, zu bewilligen.

Indessen betrieb **Julian** seine Geschäfte zu **Pisa** sehr eilig, stürmte auf Flügeln der Liebe nach **Florenz** zurück, stattete dem Staatsrath Rapport von seinen Verfügungen ab, und begab sich dann mit vieler Pracht, in einem schönen Staatswagen, nach dem Palaste der Tante der schönen **Kamilla**, die eben damals mit **Monna** im Garten lustwandelte, wohin **Francesko**, abgeredetermassen sich begab, und das Glück genoß, seine Geliebte zu sehen und zu sprechen.

Die Tante war ausgefahren, und noch nicht zurückgekommen. — **Julian** lies seinen Wagen zurückfahren, und gieng als er die Thür offen sah, die Grillen zu vertreiben, in den Garten.

Es war ein schöner Sommerabend. Der Mond warf sein angenehmes Liebeslicht traulich in die hohen Pappelgänge, und Julian wandelte die Hauptallée hinauf.

Die kluge Monna hatte den entzückten Francesko eben ein wenig bei Seite geführt, ihm mancherlei ans Herz zu legen, und Kamilla sas in stille Betrachtungen vertieft, in einer Laube, die sich am Ausgange der Allee befand.

Julian sah mit Augen der Liebe und wurde bald gewahr, daß ein Frauenzimmer in der Laube sas. Sein Herz sagte ihm, daß Kamilla die Schöne war; — er nahte sich der Laube — er trat hinein — er sah, daß sie es wirklich war, warf sich vor ihr nieder, ergrif ihre Hand, und sagte mit zitternder Stimme:

"Fürchte nichts, göttliches Mädchen! Ich bin Julian Medicis, ich bin der Liebhaber der" — —

Kamilla erschrak, wie man leicht denken kann, nicht wenig, so überrascht zu werden. Aengstlich sprach sie:

"Julian! was unternehmt Ihr! — Wißt Ihr auch, welcher Gefahr Ihr mich und Euch aussetzt? — Verlaßt mich, oder ich bin verloren!"

"Ich kenne keine Gefahr — antwortete Julian — die mir jezt zu groß wär. — Der Brief von unbekannter Hand — Ihr habt ihn doch erhalten?"

Kamilla. Ich habe ihn erhalten —

Julian. Er war von mir. Ihr habt ihn doch gelesen?

Kamilla. Ich habe ihn gelesen — aber ich bin nicht stolz genug zu glauben —

Julian. Daß ich Euch liebe? — O! glaubt es! es ist wahr! mein Herz sprach in jenem Briefe. Ja! ich liebe Euch — ich werde Euch ewig lieben.

Kamilla. Julian — Ihr habt Pflichten gegen Euern Stand, und ich habe die

meinigen auch. — Entfernt Euch! meine Hofmeisterin ist in der Nähe, wenn sie käm — wenn sie Euch bei mir fänd — — Geht! — Ihr wollt doch mein Verderben nicht?

Julian. Diese Bitte ist mein Befehl. — Ich gehe, aber nicht eher, bis ich weis, bis Ihr mir sagt: ob Ihr mir verzeihen könnt, daß ich Euch liebe, daß meine Liebe nicht Euern Haß verdient.

Kamilla. Wollt Ihr meine Unruh verdoppeln? — Liebt Ihr mich — so verlaßt mich.

Julian drückte einen Kuß auf ihre Hand, und gieng. — Er kam zur Thür, und **Monna**, die eben **Francesko** entlaßen hatte, kam ihm entgegen. Sie glaubte, Julian sey ein Diener des **Francesko**, und sagte:

"Lauf, daß du fortkömmst, dein Herr ist schon weit weg!"

Das

Das fiel unsern **Julian** sehr auf. Eifersucht und Unwillen entpreßten ihm die Frage:

"Wer ist mein Herr?"

Da merkte **Monna** ihren Irrthum, und erkannte ihn an Stimme und Betragen. Zufall und Erstaunen nahmen ihr einige Augenblicke die Sprache, und **Julian** fragte noch einmal:

"Wer ist mein Herr?"

Endlich erholte sich **Monna**, und beantwortete seine Frage:

"Ich kenne Euch, ich weis folglich auch, daß Ihr nicht **hier** Herr seyd. — Ich kann nur vermuthen, warum Ihr hieher kamt. Ist meine Vermuthung aber gegründet, galt Euer Besuch Kamillen, so galt er meiner Ziehtochter, und ich bitte Euch, geht ruhig heim, ohne mich und sie einer Verlegenheit auszusetzen."

Julian. Ich habe zuviel Hochachtung und Ehrfurcht gegen Kamillen, als daß ich

sie in Verlegenheit bringen möchte. Ich werde sogleich gehen — und Ihr werdet die Gefälligkeit haben, mir den Mann zu nennen, von dem Ihr eben spracht.

Nonna. Was würdet Ihr von mir denken?

Julian. Daß Ihr mir einen Gefallen gethan hättet.

Nonna. Ich glaube, es ist genug gesagt, wenn ich Euch versichere, daß er der Mann nicht ist, über den Julian von Medicis Verdacht schöpfen kann, wenn es ihm nicht blos darum zu thun ist, Phantome aus der Luft zu greiffen. — Uebrigens glaubt mir auf mein Wort, daß ich mit Vergnügen mich näher erklären werde, sobald es Zeit ist.

Julian. Ich sehe, daß weder Zeit noch Ort eine nähere Aufklärung verstatten, aber ich hoffe Euch Morgen zu sehen.

Nonna. Mich?

Julian. Es kann Euch nicht an einem Vorwand fehlen, mich sprechen zu müßen. Ich bitte, seyd meine Freundin — und ich hoffe Euch Beweise geben zu können, daß ich es nicht beim **Versprechen** blos bewenden laße, wenn ich mehr thun kan. — Schlaft wohl!

Er verlies den Garten, und eilte nach seinem Pallast, wo er sich zwar zur Ruh legte, aber deren wenig genoß. — Er zweifelte nicht, **Monna** würde kommen; er schrieb an **Kamilla** einen zärtlichen Brief, den er der Alten mitgeben wollte, und legte ihn versiegelt auf seinen Schreibetisch, die ältere Iris erwartend. —

Francesko, der **Julian** besuchte, erblickte kaum das Siegel des Briefs, der mit der nemlichen Devise, wie der erste Brief, gesiegelt war, als er wußte, wer sein Nebenbuler war. Er verbarg seine Verwirrung so gut er konnte, verlies seinen Freund bald wieder, und beschloß, um den

unglücklichen Folgen einer Liebe, die wie er glaubte, erst noch im Entstehen wär, durch seine Verheuratung mit dem Gegenstande derselben zuvorzukommen.

Er gieng, und **Monna** kam ohne daß sie ihn bemerkte in den Pallast. — **Francesko** war ausser sich, als er sie in **Julians** Zimmer gehen sah, und eilte in einer Bewegung nach Hause, die unbeschreiblich war.

Monna hatte mit **Julian** eine lange Unterredung. Er schilderte ihr seine Liebe mit den lebhaftesten Ausdrücken, er wendete Schmeicheleien und Bitten an, und überraschte ihre Gefälligkeit mit einem kostbaren Perlengeschenke, auf so unvermutete Art, daß sie die Sprache verlor. — Endlich kam sie wieder zu sich.

Monna. Laßt euch sagen, daß Kamilla eben jetzt eine sehr ansehnliche Parthie thun kann. Sie wird von einem Manne begehrt —

Julian.

Julian. Und der ist?

Monna. Seinen Namen kann ich Euch noch nicht nennen. So edel Ihr auch denken mögt, so seyd Ihr doch jetzt ein Nebenbuler, und ein **furchtbarer** Nebenbuler. Aber so viel kann ich Euch, ohne die Wahrheit im Geringsten zu verletzen, versichern, daß nach Euch Florenz keinen würdigern Gemal für Kamillen kennt, als eben den, von welchem ich rede.

Julian. Wenn wir von Kamillen sprechen —

Monna. In dieser Angelegenheit, so müßen wir eine **Vermälung** wirklich einem bloßen **Liebeshandel** vorziehen. — — Diesen Brief will ich ihr zustellen. — Wenn man glücklich seyn kann, und man ist es nicht, so muß man sich über sich selbst beklagen.

Sie gieng, und **Julian** blieb in tiefes Nachdenken versunken, zurück.

Monna war noch in der Relation begriffen, die sie Kamillen von ihrem Gespräch mit **Julian** und seinem Verhalten machte, als ein Brief von **Francesko** ankam. Es war einer an Kamillen dabei. Im schwermüthigsten Tone von der Welt bat er seine Schöne um ein süsses Ja aus ihrem Rosenmunde.

Aber **Julian** hatte auch geschrieben, und die Leser wißen, daß **Kamilla** seiner Liebe gern den Vorzug giebt. Er schrieb:

"Das Glück gewährte mir einen süssen Augenblick, er ist dahin, er eilte so schnell davon, weil es Kamilla wollte. Ich lag zu den Füssen der Geliebten, und ihr Befehl zwang mich, sie zu verlassen. Soll dieser Augenblick nie wiederkehren?— Hat Kamilla wohl eine Sekunde lang an den gedacht, der von einem Feuer durchglüht wird, welches ihn zu verzehren droht?

Julian von Medicis."

Weder

Weder Francesko noch Julian bekamen sie zu sehen, und bestürmten sie mit Briefen. Die Klugheit sprach für Francesko, Kamillens Herz für Julian, und es ist leicht zu errathen, ob die Klugheit oder das Herz siegte.

Indessen verbreitete sich das Gerücht in Florenz, Julian werde sich mit der Nichte des wackern Thomas Soderini vermälen, einem Manne, dem sein Bruder und das Haus Medicis viele Verbindlichkeit schuldig war. Er war die Stütze ihres Ansehens und ein sicherer Pfeiler ihrer Macht.

Wirklich that Lorenzo seinem Bruder diesen Antrag, den Julian aber mit viel Klugheit von sich abzulehnen wußte.

Kamilla erfuhr nur das Gerücht, wußte aber nicht, daß Julian anders dachte, als die öffentliche Sage meinte. Sie war ausser sich, und fiel in eine Schwermut, welche ihrer Gesundheit die schrecklichste Zerrüttung drohte. — Monna versuchte um-

sonst, sie zu beruhigen. Kein Trost wollte ihr beistehen.

Monna. Aber, liebes Kind —

Kamilla. Liebe Monna! — Wenn Ihr mich liebt, so erfüllt meine Bitte. Geht nur noch einmal zu Julian —

Monna. Und was soll ich bei ihm?

Kamilla. Diesen Brief ihm geben —

Monna. Von dir? einen Brief? — Kind! bedenke —

Kamilla. Ich wünschte ihm gern mündlich Glück zu seiner Vermälung, aber — — O! gebt ihm diesen Brief.

Die gute Hofmeisterin sah wohl, daß alles Zureden vergebens war, und machte sich mit dem Briefe auf den Weg.

Julian empfieng ihn mit Entzücken und las:

"Euer Glück hat einen solchen Grad erreicht, das nichts geschehen kann, wobei man nicht sich öffentlich für Euch interessiren

ren sollte, und da Eure Glückseligkeit, auch immer die Glückseligkeit des Staates seyn wird, so ist es billig, daß wegen Eurer bevorstehenden Vermälung, ganz Florenz Theil an der Freude nimmt. — — Ich glaube nicht, daß ihr wißt, wie sehr auch **ich** Theil daran nehme — die besondere Hochachtung — die ich für Euere Eigenschaften hege — ist vermutlich der Grund davon. — Also, **was es mir auch kosten mag** — seyd versichert, daß ich mehr Antheil an Euern Glück nehme, als irgend eine Person in der Welt.

Kamilla."

Julian las den Brief mehr als einmal durch, indeß ihn **Monna** genau zu beobachten suchte.

Julian. Kamilla kann unmöglich so sehr Theil an meinem Glücke, wie sie sich ausdrückt, nehmen, als sie Theil an der Ausschlagung deßelben gehabt hat.

Monna. Was? wer hat — ? — Ist es möglich? Ihr hättet eine so vortheil-

hafte Parthie, mit einer so liebenswürdigen Person ausgeschlagen?

Julian. Das sagt Kamillen, und Ihr werdet ihr die Wahrheit sagen. — Nach diesem öffentlichen Zeichen meiner Liebe glaube ich nicht, daß Kamilla wegen meiner Leidenschaft noch in Zweifel stehen kann. Mein Herz kennt keine Neigung, als für sie.

Monna. Euere Liebe ist grosmüthig, wie Ihr selbst. Obgleich Kamilla ihrem Herzen auch ein hartes Opfer bringen müßte, so glaube ich doch, daß Euere Verbindung mit der jungen Soderini sie bestimmen würde, eine angetragene Parthie nicht länger —

Julian. Nicht weiter! — Sie wird und kann sich nie in andere Verbindungen einlaßen, wenn sie mich wirklich liebt. Ich liebe sie, und werde sie stets nur allein lieben.

Monna. Ihr seyd Herr Euerer und Kamillens Glückseligkeit. — Aber für Kamillen wär es doch wohl besser, wenn sie ihre Hand Francesko Pazzi gäb.

Julian. Francesko Pazzi?

Monna. Der ist es, der ihr Hand und Herz angetragen hat.

Julian sprach kein Wort mehr. Er gab ihr einen Brief an Kamillen, der zärtlichsten Versprechungen voll, und **Monna** eilte mit demselben fort.

Julians Brief würkte bei Kamillen Wunder der Entschlossenheit und ihrer Liebe, und schlug kräftiger an als die kostbarsten Mittel des Arztes. — **Francesko** hatte einige Unterredungen mit ihr, aber er sah und merkte, daß die Leidenschaft Kamillens nur allzudeutlich auf Unkosten der seinigen spielte.

Angetrieben von Eifersucht und Rache, spielte er das Geheimniß von Julians

Liebe vor Soderini's und Lorenzo's Ohren, die es mit einer Art von Bestürzung vernahmen, welche seinem Plane Glück prophezeiten.

Lorenzo überlegte mit **Soderini**, was zu thun sey, und beschloß endlich, Kamillen in ein Kloster stecken zu laßen. Er vertraute seiner Gemalin, die er zu Ausführung des Projekts sehr nöthig brauchte, seinen Plan, und diese vertraute ganz in Geheim denselben einer ihrer Kammerweiber.

Die Kammerfrau war eine Liebhaberin des Geldes. Sie urtheilte, **Julian** würde eine solche Entdeckung nicht unbelohnt laßen, und sie irrte sich nicht; denn er gab ihr für diese geheime Nachricht ein fürstliches Trinkgeld.

Um den Plan seines Bruders zu vernichten, vertraute **Julian** sich und sein Geheimniß, einem jungen Manne aus dem

Geschlecht der **Nori** an, deßen Diensteifer er schon längst erprobt hatte.

Dieser unterzog sich willig des aufgetragenen Geschäfts, — und führte es so glücklich aus, daß sich **Ramilla**, nebst ihrer getreuen **Monna**, auf seinem Landgute befand, ehe **Lorenzo** das Vergnügen hatte, sie in der bestimmten Abtei zu wißen.

So mißmutig auch **Lorenzo** über die Verunglückung seines Projekts war, so war sein Zorn doch gar nicht mit Francesko's Wut zu vergleichen, als dieser vernahm, **Ramilla** sey, man wiße nicht wohin, auf Julians Veranstaltung entführt worden. — Er schwur feierlich, sich an seinem Rival zu rächen, und mit ihm schwur dies sein Freund **Bandini**. Man machte sich einen Anhang. Der Papst und der Fürst **Furli** waren leicht in das Interesse zu ziehen, und der Groll der Familie Pazzi gegen das Haus Medicis, bedurfte nur

einer leichten Anregung, um ganz auszubrechen.

Julian besuchte indeßen seine geliebte Kamilla, wie man leicht denken kann, sehr fleißig. Die Gelegenheit, sich täglich allein zu sehen, die Leidenschaft, welche in ihrem Herzen loderte, die Liebe, welche sie für einander empfanden, alles dies erleichterte dem Geliebten den Sieg, und Kamilla überlies sich ihrem Liebhaber mit der bereitwilligsten Zärtlichkeit.

Im süssen Genuß der Liebe verträumten die Glücklichen die Stunden des Entzückens, und ahndeten nicht ihre nahe Trennung.

Die Verschwörungsgeschichte der Pazzi ist zu bekannt, um hier alle Umstände zu wiederholen.

An heiliger Stätte, in der Dohmkirche St. Maria des Fiore, verblutete Julian, nach einem verabredeten Zeichen, als der

Priester die Hostie brach, sein Leben unter den Dolchstichen, geführt von Francesko und Bandinis mörderischen Fäusten.*)

Lorenzo rettete sich, nachdem er einen einzigen Stich bekommen hatte, der aber ohne tödliche Folgen war, in die Sakristei. Die Verwirrung war allgemein.

Die Folgen dieser Verschwörung, das Ende und die Bestrafung der Mörder, sind aus der Geschichte bekannt, oder verdienen, daß man sich dieselben bekannt macht, da hier der Ort nicht ist, eine Erzählung derselben einzuschalten.

Kamilla erfuhr den Tod ihres Geliebten später als andere, aber doch immer nur allzubald.

Sie war dem Tode nahe, als sie die schreckliche Nachricht erhielt. — Kaum hatte sie Sprache und Leben wieder bekommen, als sie ausser sich, alle Zimmer mit ihren

Klagen

*) Im Jahr 1478.

Klagen erfüllte. Anfälle einer geheimen Wut entlockten ihr schreckliche Worte.

Wenn jedes Auge von Schlaf geschlossen war, weinte sie ohne Ruh, und jammerte über den Tod des Geliebten:

"Ach! mein Julian! — du schlummerst im Arme des Todes, und mit deinem Leben sind alle Freuden des meinigen auf immer entflohen. — In ewigen Banden liegst du im kühlen Grabe, und nie werde ich dich wieder an dieses klopfende Herz drücken. — Wir waren glücklich, und das dürfen ja Liebende nimmer seyn! — Julian! mein Julian! ach! wenn ich doch schon bei dir wär!"

So klagte sie in ihrer einsamen Zelle, in dem Kloster zu **Fizzole**, wohin sie sich begeben hatte.

Selbst **Lorenzo**, gerührt von ihrem Schicksal, nahm sich ihrer an; man konnte aber zwar ihr Arzeneien, doch keinen Trost geben.

Sie brachte das Pfand ihrer Liebe zur Welt,*) deßen Daseyn ihren Kummer etwas minderte, aber Freude kam nie wieder

*) Einen Sohn, Julius genannt, der dem geistlichen Stande gewidmet, und zulezt unter dem Namen Klemens VII. Papst wurde. Er regierte von 1523. bis 1534. und trug viel zu Erhebung des Mediceischen Hauses bei. — Ein französischer ungenannter Erzähler dieser Geschichte, sagt in seiner Histoire Secrete etc. Julian sey im Stillen mit Kamilla vermält gewesen, und Lorenzo habe seine Ursachen gehabt, diese Heurat nicht bekannt werden zu laßen, aber der größte Theil der Historiker und die besten Geschichtschreiber, sagen nichts davon. Julius wird immer nur als natürlicher Sohn des Julian von Medicis angeführt. — Es giebt Novellenschreiber, die Kamillen zur Kokette machen, das war sie aber wohl nicht, ob sie gleich dennoch eine galante Dame ihres Zeitalters seyn mochte.

wieder in ihre Seele, Kummer und Gram bleichten ihre Wangen, der Schmerz nagte an ihrem Leben, und bald kam die Stunde, da man in stiller Mitternacht, ihr ein stilles Ruhekämmerlein in kühler Erde bereitete, da man sprach: **Kamilla Rafarelli ist nicht mehr!**

Ne và si bella inanzi al Sol l' Aurora
Com'ella al cielo, onde il gran Sol ne scorge
Se veder la sapeste, occhi mortali.

IX. Sigis-

IX.

Sigismunde von Salerno.

Tankred, Fürst zu Salerno, einer der zwölf Söhne Tankred, des Normannen, von Alta Villa, hatte eine einzige Tochter, die eben so schön, als verständig und witzig, eben so reitzend, als unterhaltend und geistreich, und eine der vollkommensten galanten Damen ihrer Zeit war. *)

*) Boccaccio erzählt diese Geschichte in seinem Decamerone, und Bruni von Arezzo hat sie aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt. Beide scheinen aus einerlei Quelle geschöpft zu haben, weil ihre Erzählungen sich ganz gleich sehen. Die Geschichte lieh Stoff zu einer bekannten Bürgerischen Romanze, und ich habe sie so erzählt, wie ich glaubte, daß sie meinen Lesern erzählt werden müßte.

Sigismunde, so hies die Prinzessin, war der Abgott ihres Vaters, der sich gar nicht entschließen wollte sie von sich zu laßen, obgleich schon eine Menge Freier sich einfanden, den weiblichen Schatz zu heben, der wirklich durch die Kaprise des Vaters schon länger stund, als es rathsam ist, solche Schätze insgemein stehen zu laßen? — Sigismunde nahm sich die Freiheit ihrem Vater das selbst zu sagen, und ihn zu erinnern, daß sie ein Weib sey. Da gab denn endlich der Fürst seinen fürstlichen Konsens zu ihrer Vermälung mit einem Sohne des Herzogs von Kampanien. Aber sie genoß das süsse Eheglück nicht lange. Ihr Gemal starb bald nach der Vermälung, und sie kehrte als Wittwe an den Hof ihres Vaters zurück.

Eingeweiht in den süssen Mysterien der Liebe und Ehe, kam sie an einen Ort zurück, wo sie weder einen Gatten noch einen Liebhaber fand, und ihr Vater, der seine

Tochter

Tochter gern um sich sah, dachte nicht, daß ihr etwas mangele, das ihm nicht fehlte. Er entfernte den Schwarm ihrer Freier durch sein Betragen gegen sie, und konnte noch weniger leiden, daß seine Tochter einen Mann liebte, dem das Band der Ehe nicht die Rechte, ihr gefällig zu seyn, erlaubte.

Sigismunde wollte ihren Vater nicht zum Vertrauten ihrer Wünsche und Bedürfnisse machen, wollte aber auch ihn durch öffentliche Wahl eines Geliebten nicht kränken, und doch konnte sie nicht, der Raub ihrer Empfindungen, das Opfer ihrer Leidenschaft und ihres Verlangens zu werden, sich entschliessen. Nach langen Deliberationen war sie endlich entschloßen, sich einen edelgesinnten, heimlichen Liebhaber zu wählen.

An ihres Vaters Hofe befand sich ein junger Mann, der zwar keine Ahnen, aber viele edle Handlungen zählen konnte. Er

war schön gewachsen, sein Auge strahlte Empfindung, auf seinen Wangen schimmerte die gefällige Röthe jugendlicher Kraft, und Guiskard war sein Name.

Dieser sollte der Glückliche seyn, den ihre Liebe beglücken wollte; auf ihn fiel die Wahl, um die ihn Könige würden beneidet haben.

Jemehr ihn Sigismunde sah, jemehr gefiel er ihr. Jemehr sie sich ihm näherte, je lauter klopfte ihr Herz. Ihre Blicke waren die Verräther ihrer Leidenschaft, und Guiskard bemerkte, troz der Furchtsamkeit mit welcher er sich ihr näherte, daß die schöne Fürstin ihm gewogen war.

Er irrte sich nicht. — Tag und Nacht war Sigismundens Wunsch ihm ihr Herz öfnen zu können, und die Schlösser der Etikette von den Küssen des Geliebten gesprengt zu sehen, aber es wollte sich keine Gelegenheit finden.

Daß Hindernisse die treusten Ammen der Liebe sind, ist bekannt. **Guiskard** und **Sigismunde** empfanden es und sehnten sich nach einem Augenblicke, ohne Zurückhaltung sich sprechen zu können. — Es wollte nicht gehen.

Endlich ergrif **Sigismunde** die Feder, und schrieb ihm, was sie ihm nicht sagen konnte. Den Brief verbarg sie in einem ausgehölten Rohre, schenkte ihm dasselbe, und sagte lächelnd zu ihm: er solle es seiner Magd geben, man könne das Feuer sehr gut damit anblasen. *)

Guiskard vermuthete gleich, daß das Geschenk zu etwas mehr, als zu dem gesagten

*) So schlicht diese Worte hingesagt waren, so unbedeutend sie dem Dritten lauten konnten, so allegorisch waren sie gesagt. Die Damen waren zu allen Zeiten Meisterinnen in feinen Liebeserklärungen, wenn sie wollten.

sagten Gebrauch dienen sollte. Er öfnete es, und zog den Brief heraus:

"Lieber!

Ich liebe Dich unaussprechlich und wir werden glücklich seyn, wenn Du Dich durch die Oefnung des Schloßhügels dahin begeben willst, wo ich Dich sehnsuchtsvoll erwarte."

Nahe bei der Fürstlichen Burg befand sich eine Höle in einem Hügel, die mit Gebüsch verwachsen war. Durch diese konnte man durch eine heimliche Thür in das Schlafzimmer der schönen Fürstin kommen. Seit langer Zeit hatte man die Thür nicht gebraucht und endlich hatte man gar vergessen, daß sie da war. Aber die hellen Augen der Liebe entdeckten sie, und **Guiskard** fand den Eingang seines Glücks.

Kühn schwang er sich an einem Seil in die Tiefe hinab, als der Schlaf den Hof in süsser Ruhe hielt, und harrte an der

Thür, der Erscheinung, der sein Herz frolockend entgegen schlug.

Kaum hatte **Sigismunde** ihre Dienerinnen fortgeschaft, als sie, in ein weisses Gewand gehüllt, ein schwachbrennendes Lämpchen in der Hand, die Thür und ihre Arme dem Geliebten öfnete.

Stillschweigend schlang **Guiskard** seine Arme um die Holde, tausend Küsse bekräftigten ihr sein Dasein, und tausend Küsse von Sigismundens Lippen, bekräftigten ihm ihre Liebe.

Sie führte ihn in ihr Zimmer und seit ein Mann in den Armen eines liebevollen Weibes ruhte, war keiner glücklicher, als **Guiskard** in Sigismundens zärtlicher Umarmung.

Sie nahmen sichere Maasregeln wegen fernern Zusammenkünften, und als der junge Tag erwachte, stahl der Inniggeliebte sich wieder nach Hause.

Im Taumel des süssesten Entzückens flohen dem geliebten Paar die schönsten Nächte, allen Freuden der Liebe geweiht, wie kurze Augenblicke vorüber, und fester wurde mit jedem Tage das Band der Liebe das unauflöslich sie zusammenknüpfte.

Wenn es wahr ist (ich überlaße meinen vielgeliebten Lesern und schönen Leserinnen, die in gleichem Falle waren, oder noch sind, die Entscheidung deshalb,) daß verbotene Früchte der Liebe besser schmecken als unverbotene, und das Entzücken im Stillen und Verborgenen, Liebenden zwiefach reift, so waren **Guiskard** und **Sigismunde** glücklicher, als wenn der ganze Hof gewußt hätte, welcher Freuden sie theilhaftig wurden.

Genug, sie schwuren sich ewige Liebe, schwuren mit einander zu leben und zu sterben.

Aber

Aber der grämliche Zufall, das neidische Glück, trübten bald den Himmel der Liebesfreuden des zärtlichen Paars.

Tankred pflegte zuweilen seine Tochter zu besuchen. Einst kam er in ihr Zimmer und fand sie nicht. Er lehnte sich, sie zu erwarten, an das Bette, lies sich auf einem Kissen nieder, und zog, sie zu überraschen, die Gardinen vor sich. In dieser Lage schlief er ein.

Sigismunde kam, aber nicht allein; **Guiskard** kam mit ihr. — Sie eilten beide zu dem Lager, wo sie so manche Stunde schon die Fülle der Liebesfreuden genossen hatten, und überliessen sich ihren zärtlichsten Empfindungen.

Tankred erwachte, und erblickte, ohne bemerkt zu werden, was er nie hätte muthmassen, geschweige denn, erblicken sollen.

Nach einiger Zeit verliessen die Liebenden, die nichts als sich sahen, Lager und

Zimmer.

Zimmer. Sigismunde eilte zu ihren Weibern, und der Fürst gieng rachebrütend von dannen.

Wär er klug gewesen, so hätte er nicht gethan, was er wirklich that; aber er war es nicht, und Jammer und Klagen kürzten die Tage seines Lebens.

Er gab sogleich Befehl, die Oefnung des Hügels zu besetzen, und den Jüngling, der des Nachts dort heraussteigen würde, zu ergreiffen und zu ihm zu führen. — Das geschah, und **Guiskard** wurde ihm weinend vorgestellt.

Tankred nahte sich ihm mit zorniger Geberde und sprach:

"Guiskard! habe ich durch meine dir erzeigten Wohlthaten keinen andern Dank, als den verdient, daß Du das Meinige verunehrst, wie ich selbst gesehen habe? erzeigte ich mich deswegen blos gnädig gegen Dich, daß Du der Buler meiner Tochter

werden

werden solltest? — Sprich! ist das nicht schändlich?"

Kurz war des Jünglings Antwort:

"Mein Fürst! die Liebe ist mächtiger, als Du und ich."

Tankred befahl sogleich ihn in ein geheimes Gefängniß zu führen.

Sigismunde wußte nicht, welch ein Schicksal ihren Geliebten betroffen hatte, und harrte des folgenden Tags wieder einer glücklichen Nacht in Guiskards Armen, als **Tankred** in ihr Zimmer trat.

"Unglückliche! — sprach er — soll ich Dich noch Tochter nennen?"

"Mein Vater!"

"Spielst Du noch die Tugendhafte? — Dein heuchlerisches Betragen würde mich stets hintergangen haben, hätte ich nicht gestern mit eigenen Augen gesehen, daß Du deine Ehre einem Manne preis gabst. Dein

Ver-

Verbrechen wird die wenige Zeit meines Lebens mir mit steter Traurigkeit verbittern. — Hättest du wenigstens, wenn du ja lasterhaft seyn wolltest, einen Mann gewählt, der deinem Stande und deiner Geburt angemessen gewesen wär. Aber du hast einen Menschen ohne Rang und vornehme Abkunft dir erlesen und mich und deinen Fürstenstand beschimpft. Er erwartet sein Urtheil im Gefängniß; aber wie soll ich Dich bestrafen? — Hast du nicht den Tod wie er verdient? rede, und brich mir das Herz!"

Sigismunde weinte heftig, aber die Stärke ihrer Seele besiegte ihre Schwäche. Sie sprach:

"Vater! was Ihr mir schuld gebt, kann ich nicht läugnen, aber ich kann auch nicht um Vergebung bitten. Ich habe Guiskard geliebt, ich liebe ihn noch, werde ihn bis zu meinem Tode noch jenseits des Grabes lieben, wenn man in bessern Welten

sich

sich liebt. — Ich habe für meine Schwachheit keine Entschuldigung, als daß ich ein Weib bin, daß ich ein Herz und weibliche Gefühle habe. — Ihr selbst tragt einen Theil meiner Schuld" —

"Ich? — Dein Vater?"

"Ihr, mein Vater! — Ihr dachtet nicht daran, mir einen Mann zu geben, und konntet mir doch meine Empfindungen nicht nehmen. Ich kannte die Freuden der Liebe, ich fühlte ihre Flammen, ich war ein menschliches Wesen, unvermögend sie zu ersticken. — Ich gieng behutsam zu Werke; ich wählte mir einen Geliebten, meinen **Guiskard**, nicht aus blosser Weiberlaune, sondern mit Ueberlegung. — Ihr vermengt Vorurtheile mit Werth. So dachte nicht ich. Ist Guiskard kein Edelmann, so hat er doch ein edles Herz. Geburt ist des Zufalls Possenspiel, und Liebe kennt keinen Unterschied der Stände, sie sucht ein Herz, wie eins in Guiskards Busen schlägt. Ihr nennt

nennt meine Liebe Laster; — wär sie das weniger gewesen, wenn auch ein Ritter in diesen Armen geruht hätte? — Tugend und Herz adeln, und Guiskard ist adelicher als alle Edelleute dieses Hofs. — Wenn Ihr unentschloßen über mein Schicksal seyd, so will ich Euch sagen, was Ihr thun sollt. Muß Guiskard sterben, so gebt auch mir den Tod, denn ohne ihn kann ich nicht leben. — Trockne Deine Thränen. — Vernichte unser Daseyn mit Einem Streiche und laß mich mit dem Geliebten sterben, deßen Tod ich nicht überleben werde."

Tankred verlies ihr Zimmer und gab sogleich Befehl, Guiskarden im Gefängniß aufzuknüpfen, und ihm sein Herz zu bringen.

Der Befehl wurde vollzogen. Er schickte Guiskards Herz seiner Tochter auf einer goldenen Schüssel und lies ihr sagen:

"Dein Vater schickt Dir dieses zum Geschenke, daß er Dich wegen Deines Dir so theuern Verlustes tröste, so wie Du ihn, ob seines eben so theuern Verlustes getröstet hast."

Sigismunde empfieng das theure Geschenk, das Herz ihres Geliebten und sprach:

"Kein anderes, als ein goldenes Grab, gebührte diesem edlen, werthen Herzen, und mein Vater hat sehr wohl daran gethan, ein solches für daßelbe zu wählen."

Darauf nahm sie das Herz und drückte es zärtlich an ihre Lippen.

"Mein Vatter war immer zärtlich gegen mich, sprach sie; und noch jetzt erkenne ich seine Zärtlichkeit mit gebührendem Dank. Sagt ihm in meinem Namen den letzten Dank für dieses mir so unermeßlich werthe Geschenk."

Hierauf legte sie das Herz wieder in die goldene Schüssel, und blickte es mit thränenschweren Augen an.

"O! sprach sie; lieblichste Wohnung aller meiner Freuden! wehe der Grausamkeit deines Henkers! — Die Thränen deiner Geliebten reinigen dich von allen deinen Verbrechen, wenn es ein Verbrechen war, die zu lieben, die dich so unaussprechlich liebte, die dich an ihren Busen zog, die deinen Schlag mit süsser Wollust an dem Herz vernahm, das auch für dich schlug. — Diese Thränen sind das letzte Opfer, das ich dir hienieden bringe, und bald soll meine Seele die liebevolle Begleiterin der deinigen seyn. Mit welchem Gefährten könnte ich wohl williger, freudiger und sicherer die Reise in jene unbekannte Gegenden antreten? dein Geist umschwebt mich, und wird bei mir verweilen, bis der meinige sich mit ihm vereinigt. — Ja! ich komme! ich folge dir!"

Ein Thränenstrom benetzte das Herz, und tausend Küsse drückte sie darauf. — Dann trocknete sie ihre Thränen wieder und sprach:

"Liebstes, bestes Herz! nun habe ich keine Thränen mehr für dich, ich folge meinem lieben Guiskard."

Darauf nahm sie Gift, warf sich auf das Bett, wo in Guiskards Armen Freuden der Liebe ihr so oft Stunden in Augenblicke verwandelten, drückte das Herz an ihre Brust, küßte es, erwartete ruhig den Tod, und sprach zu ihren Weibern:

"Jetzt ist es nicht mehr möglich mir die Freude zu entreißen dem Geliebten zu folgen, ich fühle es. Sagt meinem Vater, daß ich Gift genommen habe."

Man brachte dem Alten die Botschaft; deine Tochter hat Gift genommen.

Die Nachricht schreckte ihn auf, wie ein Donnerschlag den müden Wanderer unterm Baume, aus seinem Mittagsschlummer. — Er rannte nach dem Zimmer seiner Tochter, er eilte sie zu retten; — es war zu spät.

 "Ach!

"Ach! Sigismunde! meine Tochter! — jammerte er; — kann auch dein Vater dich nicht zurück ins Leben rufen?"

"Umsonst! —" antwortete Sigismunde mit gebrochener Stimme.

"Mein Kind! mein Kind!"

"Es ist zu spät!"

"Gott! was habe ich gethan!"

"Spare deine Thränen — ich verlange sie nicht; — weine über dich selbst. Dein Wille ist erfüllt. Guiskard starb durch dich, und Sigismunde kann ohne ihn nicht leben. Du hast meine Rede verachtet. Liebe ist stärker als der Tod."

"O! ich unglücklicher Vater!"

"Glimmt für mich in deiner Brust nur noch ein Fünkchen Liebe —"

"Nie wird sie mit Dir zu Grabe gehen." —

"So

"So bitte ich dich, vereinige den Leichnam des Geliebten mit dem meinigen im Grabe, daß ich ruhe an seiner Seite. Vergönne uns eine Vereinigung nach dem Tode, die du uns im Leben nicht verstatten konntest, und sey gerechter und liebevoller gegen die Erblaßten, als du gegen die Lebendigen warst."

Tankred neigte sein Haupt und vermochte es nicht mehr zu reden. Ein Thränenstrom floß über seine bleichen, eingefallenen Wangen, und lautes Schluchzen erstickte seine Stimme.

Aber **Sigismunde** drückte immer stärker das geliebte Herz an ihre Brust, je mehr der Todeskampf ihre Finger an dasselbe fesselte. Ihre Augen brachen. "Lebt wohl!" waren ihre letzten Worte, und die zärtliche Märterin der Liebe starb, treu

dem Geliebten, bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens.

Tankred, der sein grausames Verfahren und die schrecklichen Folgen deßelben zu spät beweinte, gedachte der letzten Bitte seiner sterbenden Tochter, und lies die Liebenden in einer Gruft vereinigen.

Ganz Salerno war mit Trauer erfüllt, und lange wallten Liebende zu ihrem Grab und schwuren dort sich ewige Liebe und Treue.

Anhang.

I.

Die Gräfin von Chateau-Briant, deren Leben in der zweiten Sammlung dieser Skitzen, (S. 133. — 174.) erzählt worden ist, starb im Jahr 1537, und wurde zu Chateau-Briant in der Mathuriner Kirche beigesetzt, wo man ihr Bild von Marmor und ihre Grabschrift noch sieht. Diese will ich als ein Supplement zu ihrer Geschichte, hier mittheilen.

FF. *Peu de Telles.* FF.

Prou de moins.

Sous ce Tombeau gît *Françoise* de *Foix*
De qui tout bien chacun souloit en dire,
Et le disant, onc une seule voix
Ne s'avança d'y contredire
De grand beauté, de grace qui attire,
De bon savoir, d'intelligence prompte,
De biens d'honneur, et mieux que ne raconte,
Dieu éternel richement l'étoffa,
O Viateur, pour t'abreger le conte,
Cy gît un rien, la ou tout triompha.
Deceda le 16. d'Octobre l'an 1537.

Point de plus.

FF. FF.

Obgleich solche Denkschriften in der Uebersetzung gewöhnlich viel von ihrer Originalität verlieren müßen, so will ich es doch wagen für der Französischen Sprache unkundige Leserinnen, eine solche hieherzusetzen. Ich bitte übrigens um Verzeihung wegen des Vorgrifs, wenn's nicht recht ist.

Wenige wie Sie.

Viele weit weniger.

Franziska von Foix liegt hier in diesem Grab
Ein jeder sprach von ihr beständig; sie war gut.
Zu widersprechen, hatte keiner Macht und Mut,
Und niemand war, der nicht ihr dieses Zeugniß gab.
Mit Schönheit und mit Reitz, mit Anmut und Verstand,
Mit Gut und Ruhm versah sie mild des Himmels Hand.
Hier Wanderer hast du den Innhalt vom Berichte:
Es liegt ein Nichts allhier, das über Alles siegte.

Keine mehr.

Sie starb am 16. Oktober im Jahr 1537.

Es ist übrigens nicht glaublich, daß ihr Gemal ihr dieses Epithaphium setzen lies, wenn er es nicht aus guten Gründen that.

II. Wenn

II.

Wenn in den åltern Zeiten, als die gefällige Mythologie der Griechen und Römer noch dergleichen Angstausflüchte privilegirte, eine Dame zu gefällig gegen ihren Liebhaber gewesen war und die Folgen ihrer Vertraulichkeit sichtbar wurden, so mußte ein **Gott**, nolens volens die Rolle eines **Vaters** übernehmen, und die Sache war abgethan. Damals waren noch gute Zeiten! Mancher ehrliche Krieger lies seinen Gott Mars sich aus der Schlinge ziehen, und die zärtlichen Dichter stempelten ihre Fleisches-Produkte mit dem Bilde und der Ueberschrift ihres Begeisterers: Apollo. — Aber diese Zeiten giengen vorüber, die Menschen wollten die Abkömmlinge der Götter nicht mehr in ihren Familien leiden, zweifelten an der thätigen Herablaßung derselben gegen die Weiber, und vernichteten eine herrliche Stütze der Liebesnoth. — Da wurden die

die Zeiten wieder schlimm; und die Damen konnten ihren Liebschaften nicht mehr unter göttlichen Auspizien nachhängen. Aber es fand sich bald ein neuer Ausweg, denn daran fehlte es, dem Himmel sey Dank! nie den Weibern.

Als die Götter aus dem Spiele bleiben mußten, wurden die Astrologen und Nativitätsteller in daßelbe gezogen, und ein:

so war's bei der Stunde der Geburt beschlossen,

half den Schönen aus der Verlegenheit, in die sie sich nicht so ungern versetzen liessen, als sie sich in derselben befanden.

Ein Tableau einer solchen Gestirnwaltung über das Schicksal eines verliebten Weibes, wie es für giltig angenommen wurde, liefert uns Boccaccio, als er die berüchtigte allgeliebte Kaiserin **Messalina**, sich über ihren Lebenswandel selbst entschuldigen läßt. **Margaretha von Valois**, und ihre Mitschwestern, bedurften wirklich auch eines solchen entschuldigenden Privilegiums!

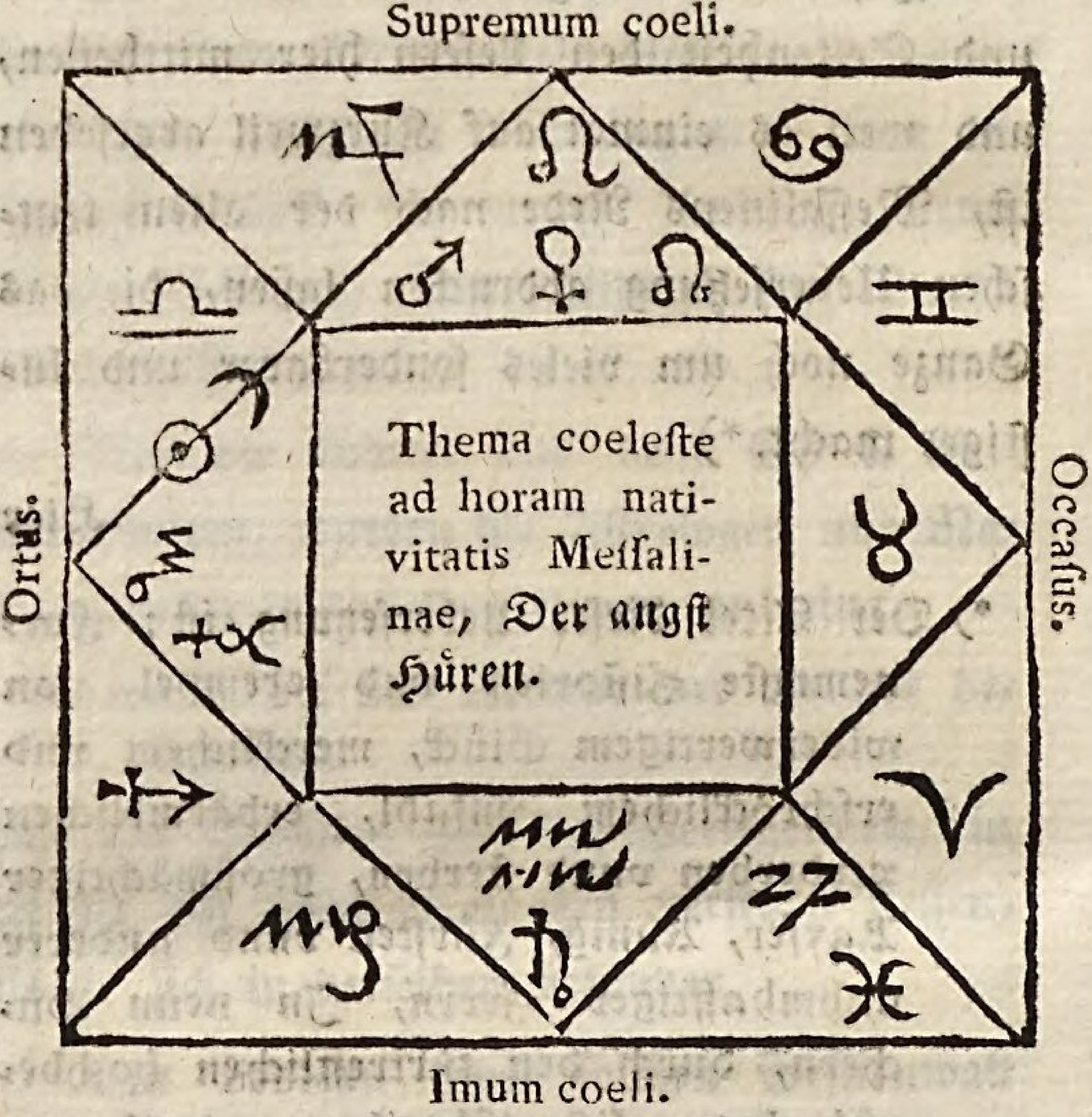
Ich

Ich will es wegen seiner Sonderbarkeit und Seltenheit den Lesern hier mittheilen, und weil es einmal auf Kurzweil abgesehen ist, Messalinens Rede nach der alten teutschen Uebersetzung abdrucken laßen, die das Ganze noch um vieles sonderbarer und lustiger macht. *)

Hier

*) Der Titel dieser Uebersetzung ist: Fürnemmste Historien vnd exempel von widerwertigem Glück, mercklichem vnd erschröcklichem vnfahl, erbärmklichen verderben vnnd sterben, großmächtiger Kayser, Künig, Fürsten vnnd anderer nahmhafftiger Herrn, In neün Büchern, durch den fürtrefflichen hochberühmbten Historischreiber vnd Poeten *Ioannem Boccatium* von Certaldo, in Latein beschriben. 2c. Jetzt zum allerersten von Hieronymo Ziegler fleyssig verteütscht. Getruckt zu Augspurg durch Hainrich Stainer. Anno M. D. XLV. in Folio, mit vielen Holzschnitten geziert und versehen. Der Verteutscher dieses Buchs, zwar, laut der Dedikation an Leonh. Beck von Beckenstein, Kais. Mai.

Hier ist es:



Messalina konversirt in der andern Welt an dem Orte der Bestrafung, wie der Poet

Maj. Rath, Schulmeister zu St. Anna in Augsburg, und hat nicht wenig gute Meinung von seiner Arbeit, wie er selbst sagt. Die angeführte Stelle nebst der Figur, stehen in dem Buche Fol. CLXVIII b. und CLXIX a.

Poet dichtet, mit den Cäsaren Tiberius und Kaligula,*) die ihr wegen ihrer freien Lebensart sehr harte Vorwürfe machen, welche sie mit viel Zurückgabe der Beschuldigungen an ihre Richter, und mit noch unendlich stärkerer Resignation, auch mit folgenden Worten zu entkräften sucht:

"Diweil ich euch beyd sihe, vnd höre, nichts minder traurig dann ich bin, auch nit viel eerlicher gestorben seind, dann ich, so hab ich ein trost, darumb das ich nicht

allein

*) Dieser Herr ist so ungalant gegen die aukommende Dame, daß er sie sogar mit folgenden Willkommen empfängt: "Warumb kumbst du vnkeusche, bodenlose, on grund, vnnd verschlückerin aller bösen begird hieher?" Was Tiberius sagt, mag ich gar nicht wiederholen, denn unsere Augen und Ohren sind 1790, troz der Pariser Revolution, weit schamhafter, als die der Menschen im Jahr 1545. in Teutschland waren.

allein armselig bin, vnd schier ein wenig besser dann jr, so wil ich euch vnd ewren Reden, unerschrockenlich mit hinlegung meines weinens antworten, auch mit gleicher maß messen."

"Alles wz*) jr mir zur schmach bewisen habt, vollkommenlich vergelten, Vnd wie wohl ich mich des schem,**) noch kan ichs ye nit laugnen, und bekenn daz ich zů aller zeit von jugent auff gayl, vnkeusch, d' bůberey vnersettlich, vnd ein Eebrecherin gewesen bin, welches ob es schon mir zůuerweisen, vnnd ein groß laster, noch hat es ein entschuldigung die nit klein ist,***) dann ich gedenck, vnnd waiß noch, ist mir auch

*) was.

**) schäme.

***) Hier kömmt die notgedrungene Erklärung der Unvermeidlichkeit zu lieben, wie sie zu Boccaccio's Zeiten von Damen gebraucht wurde, denn er spielt mit alten Begebenheiten immer auf die Sitten seiner Zeiten an.

auch gůt, das ichs nit vergessen hab,*) das mein vatter, so bald ich geborn ward die Geomanticos, Sternseher, vnd Mathematicos,**) meiner geburt halben fraget, vnd mir den Horoscopum meiner natiuitet ließ auffrichten, haben sie jme zů antwort geben, diser gestalt. Da dein tochter Messalina geborn ward, ist des himels lauff also gestanden.***)"

"Erstlich die Sonn vnnd der Mon von vnden auff vbersich in vnsern Orizonten gestigen, vnnd im zaichen der Wag gestanden. Nach denen kam Mercurius herfür im zaichen des Scorpions, darnach stůnde Venus zu Höchst am Himel im Drackenkopff, sampt

*) So etwas vergißt sich nicht leicht, meine Schöne.

**) Diese Herren nahmen damals zuweilen einen kleinen Nebenverdienst gern mit, denn so etwas wurde so gut bezahlt, als heutiges Tags kaum die Beantwortung einer Preisfrage von einer gelehrten Gesellschaft.

***) S. die vorhergehende Tafel.

sampt mit jrem bůlenn *) dem Marte. **) Vnd zůletzt der Jupiter im zaichen des fisch vnd Saturnus im zaichen des Wassermans stůnden zů vnderst am himel. Also was ***) diß jr Horoscopus, jrer geburt. Derhalben weil der himel also gestalt ist gewesen, so zaigt es gewißlich an, das die gantz himlisch Influentz auff die Venerem vnnd gaylhait genaygt gewesen ist, vnd mich nach seiner natur zů dem geborn, vnd genatůrt ****) gemacht hat, derhalben so bin ich nit von mir selbs zů vnkeuschhait genaigt, sonder vonn natur darzů geaygnet: dem ich auch nie hab wider stehen kůnden. Vnd obschon

*) Liebhaber.

**) Es liegt viel Karakteristik in dieser Zeile und Boccaccio hat hier einen feinen Zug angebracht, der einer Messalina ganz angemessen ist, die sich zu entschuldigen bemüht ist.

***) war.

****) Heutiges Tages wär eine solche Uebersetzer Lizenz der kritischen Ahndung sehr hart ausgesetzt; damals schrieb man noch wenig Kritiken, und diese waren klassisch.

schon das ein erschröcklich grewlich ding ist, so ist es doch je natürlich. etc."

Nun fährt Messalina fort den Herren einen Spiegel ihres Lebens vorzuhalten, und sie müßen beschämt, ihr das Feld lassen, u. s. w.

Es hat wenig galante Damen in den Vorzeiten gegeben, die nicht auf Träume, Konstellation der Sterne, Negromantie, Geomantie, Chiromantie, so fest, wie auf die Aussprüche der Bibel gebaut hätten, und heutiges Tages — ist ja das Kartenschlagen den mehrsten Damen, wenn sie lieben, ein gar lieber Zeitvertreib. Das Traumbuch thront noch auf vielen Toiletten als ein rechtlicher Kodex, — aber mit dem Horoskop der Nativität kommen sie nicht mehr so gut, wie ihre Vorfahrinnen, durch.

Ob das gut oder nicht gut ist, wage ich nicht zu entscheiden.

III.

Da ich beständig sehr weit von dem Druckort dieser Skizzen entfernt war, so waren bei fremder Korrektur, Druckfehler unvermeidlich, von denen ich die vorzüglichsten anführen will.

In der ersten Sammlung.

Seite 13. Zeile 15. statt: anderer, lies: anderen. S. 13. Z. 16. st. satanischer, l. satanischen. S. 23. Z. 20. st. Souvenirs, l. Souvenir. S. 37. Z. 21. st. vor, l. für. S. 60. Z. 14. st. unbegränzt, l. unbegrenzt. S. 62. Z. 18. st. vor, l. für. S. 125. Z. 3. st. ronn, l. rann. S. 148. Z. 8. st. öffentliche verliebte, l. öffentlichen verliebten. S. 154. Z. 17. st. de, l. en. S. 167. Z. 5. st. dieselbe, l. dieselben. S. 243. Z. 13. st. rennet, l. rennte. S. 249. Z. 3. st. Omade, l. Omale. S. 363. Z. 6. st. Cheribert, l. Charibert.

In der zweiten Sammlung.

Auf dem Titelblat, Z. 2. st. dem, l. den. S. 17. Z. 16. st. vor, l. für. S. 27. Z. 8. st. seyn, l. sey. S. 30. Z. 1. st. vor, l. für. S. 64. Z. 21. st. Sr. l. Se. S. 80. Z. 20. st. Elagior, l. Elogior. S. 86. Z. 15. st. Giovaro, l. Giovano. S. 90. Z. 13. und so oft es wieder so gedruckt ist, l. st. Sforzia, Sforza. S. 149. Z. 8. st. lichten, l. lichte. S. 154. Z. 12. st. welches, l. welche. S. 169. Z. 3. st. drukte, l. drückte. S. 174. Z. 21. st. Toth, l. Tom. S. 177. Z. 10. st. Vomoza, l. Vanoza. S. 190. Z. 13. st. dächte, l. dachte. S. 215. Z. 18. st. Sr. l. Se.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vulpius, Christian August,

Skizzen aus den Leben galanter Damen Ein Beitrag zur Kenntniß weiblicher Karaktere, Sitten, Empfindungen, und Kunstgriffe der vorigen Jahrhunderte

Bd.: 3

(1791)

Coburg, Landesbibliothek -- D III 8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941227-0